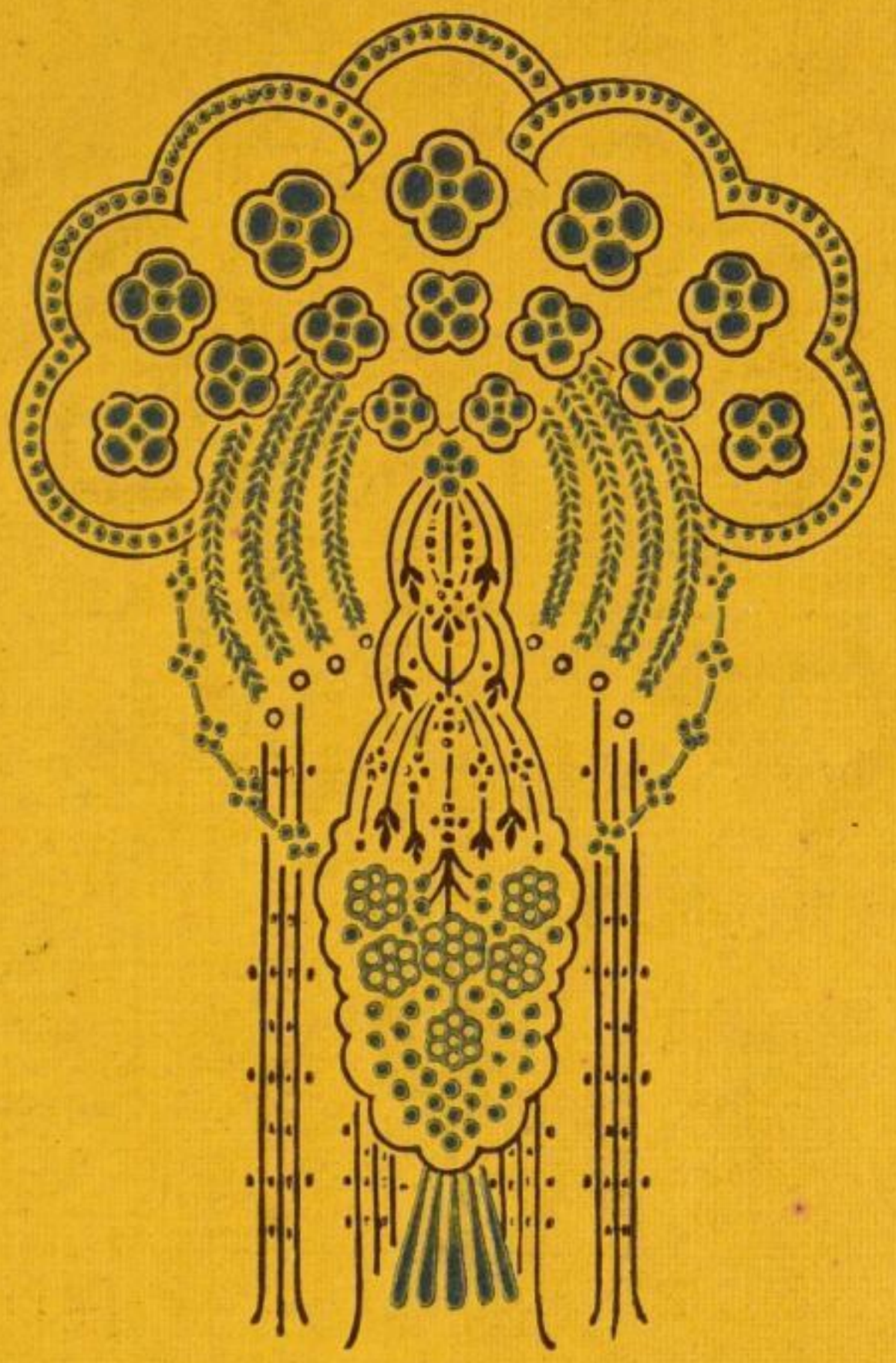
Sächsische
38 | 8°
722
Landesbibl.

SLUB
Wir führen Wissen.

Leo Lenz

Wieselchen



Dresden
Verlag von Carl Reißner

Wieselchen

SLUB
Wir führen Wissen.

Wieselchen

Lustspiel in drei Akten

von

Leo Lenz

Dresden 1912

Verlag von Carl Reißner

Das Recht der Aufführung erteilt die Vertriebsstelle des Verbandes
Deutscher Bühnenschriftsteller, G. m. b. H., Berlin SW. 11,
Königgrätzerstraße 76

**Copyright 1912 by Vertriebsstelle des Verbandes
Deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin**

Sächsische
Landesbibliothek
20 FEB. 1964
Dresden

— G

Meinem geliebten Wieselchen

SLUB
Wir führen Wissen.

Personen.

Fernand von Beuzeville.
Charlotte, seine Frau.
Melisande, deren Tochter aus erster Ehe.
Gaston von Beuzeville, Fernands Bruder.
Graf von Bréau.
Prinz von Solières.
Pater Raymond.
Blaise, Diener.
Zwei Gepäckträger.

Das Stück spielt auf dem nahe bei einer kleineren Stadt Frankreichs gelegenen Gutssitze Beuzeville.

SLUB
Wir führen Wissen.

Erster Akt.

Gartensalon auf Beuzeville. In der Hintergrundwand drei hohe Glastüren, von denen die beiden seitlichen in stumpfem Winkel gegen die mittlere gestellt sind. Die Türen stehen offen und gewähren Ausblick auf den maienlich prangenden Garten mit Rosenrondells und sauberen Kieswegen. In der Mitte der linken Seitenwand eine Tür, ebenso in der Mitte der rechten. Links vorne ein kleiner runder Tisch aus Strohgeflecht mit zwei zugehörigen bequemen Armsesseln. Rechts vorne Sofa mit Tisch und etlichen Stühlen. Rokoko. Heller Bezug. Links hinten ein Ofen in elfenbeinfarbenen Kacheln. Rechts hinten ein Rokokoglasschrank. Pastellbilder, eine Kopie von Watteau, Wandleuchter zwischen den Türen, eine Pendule mit Sockel ein großer Teppich in zarten Farben. Freundliche Nachmittagssonne.

Zu Aktbeginn sitzen in den Armsesseln links vorne **Fernand von Beuzeville** und sein Bruder **Gaston.** Beide sind gesellschaftsmäßig gekleidet. Smokinganzug. Fernand hat aber einstweilen den Smoking mit einem Hausjackett vertauscht. Auf dem Sofa rechts hat **Charlotte** Platz genommen, in kleiner Gesellschaftstoilette; auf einem der Stühle, den sie so gestellt hat, daß sie sich gleichermaßen nach rechts wie nach links wenden kann, sitzt **Melisande.** Sie trägt ein weißes, fußfreies Kleid mit blauem Matrosenkragen.

Charlotte (eine Frau im Anfang der vierziger Jahre mit schönem, bereits silberfarbenem Haar, sonst aber frisch und jugendlich aussehend, von aufrechter, bewußter Haltung, was auch beim Sitzen zum Ausdrucke kommt, von etwas herrischer, doch nicht keifender Art, mehr Verstandes- als Gemütsmensch, hält prüfend den Blick auf Melisande gerichtet). Nun, Melisande, was sagst du?

Melisande (siebzehn Jahre alt, voller Anmut und munterer Lebendigkeit, oft ziemlich burschikos, aber nie dabei die Grenze des Weiblichen überschreitend, ein Schalk, im Grunde ihres Wesens aber ein prachtvolles Menschenkind, das trotz aller Heiterkeit ernstlich bemüht ist, das Leben nicht nur an der Oberfläche zu erfassen; sie blickt, während Charlotte spricht, unbeweglich vor sich hin, hebt dann aber Kopf und Auge frei empor). Was soll ich sagen, Mama?

Charlotte. Deine Meinung, mein Kind, aber bitte, deine ernsthafte, wohlüberlegte Meinung.

Melisande. Ja also — ein Offizier ist es?

Charlotte. Ja.

Melisande. Wer kann das nur sein? Etwa der „schöne Maurice"?

Charlotte. Ach, der „schöne Maurice"! Wer wird denn den heiraten?

Melisande. Alle Damen lieben ihn doch!

Charlotte. Was hat denn das mit dem Heiraten zu tun?

Melisande. Ach so, die Männer, die man liebt, heiratet man wohl nicht?

Fernand und Gaston (lachen).

Charlotte (mit strafendem Seitenblick). Ich weiß nicht, was es zu lachen gibt. (Zu Melisande.) Möchtest du dich nicht zu einer Antwort entschließen? Willigst du ein?

Melisande (die zuletzt nachdenklich dagesessen, mit plötzlichem Entschlusse). Nein! Es geht nicht! Es ist einfach unmöglich!

Charlotte. Was soll das heißen? Unmöglich?!

Melisande. Ich habe kein Talent zur Offiziersfrau!

Charlotte. Dazu braucht man doch kein Talent zu haben.

Melisande. So? Ich danke schön! Meinst du etwa, ich brächte es fertig, als Frau Leutnant immer den Mund zu halten, wenn die Frau Hauptmann spricht?

Charlotte. Dein zukünftiger Gatte wäre mehr als Leutnant.

Melisande. Glaubst du vielleicht, ich hätte Lust, als Frau Hauptmann nur immer dann zu sprechen, wenn die Frau Major mir gnädigst das Wort erteilt?

Charlotte. Dein zukünftiger Gatte wäre mehr als Hauptmann.

Melisande. Was? Gar schon Major? Wer könnte denn das sein? Der lange Vitry von den Füsilieren? Der langweilige Patron mit dem Nußknackergebiß! Das wär' so mein Fall. Der kleine Souvestre? Mit dem Schmerbauch und den Sardellen auf der Glatze? Nicht um ein Schloß! Major Grammond? Gott, der ist ja schon verheiratet! Toussaint von der Artillerie? Dem ist die Frau durchgegangen. Wahrscheinlich ginge ich ihm auch durch. Außerdem ist jeder von den vieren seine vierzig Jahre alt, macht insgesamt einhundertundsechzig,

und ich bin siebzehn Jahre und drei Monate! Der Unterschied ist ein bißchen happig.

Charlotte. Du heiratest doch nicht alle viere!

Melisande. Ich heirate nicht einen!

Charlotte. Großartig, wie du das herausſagst! Ich finde, du hast absolut keine Ursache, so wählerisch zu sein. Dein Vater —

Melisande. Jawohl, den Satz kenne ich! „Dein Vater hat sein ganzes Vermögen durchgebracht, er hat dir bei seinem Tode nicht einen Pfifferling hinterlassen, und du kannst froh sein, wenn du überhaupt geheiratet wirst.“ Stimmt's?

Charlotte. Allerdings stimmt es, und da du es so genau weißt, verstehe ich nicht, wie du noch Ansprüche machen kannst.

Melisande. Was mache ich denn für Ansprüche?

Charlotte. Du willst einen Bewerber, noch ehe du ihn kennst, aus einem ganz lächerlichen Grunde abweisen.

Melisande. Muß denn eigentlich geheiratet werden?

Charlotte. Willst du alte Jungfer werden?

Melisande. Ach nein — doch lieber nicht.

Charlotte. Nun also!

Melisande. Ich bin aber doch erst siebzehn Jahre und drei Monate alt. Habe ich nicht noch ein bißchen Zeit?

Charlotte. Jugend ist ein Kapital, das täglich abnimmt, und wo es wie bei dir, die einzige Mitgift ist —

Melisande. Mußt du mir das schon wieder unter die Nase reiben?

Fernand (etwa fünfzig Jahre alt, rüstig und frisch, Typus des Landedelmannes, von schlichter, treuherziger Art, seiner Frau gegenüber von duldsamer Nachgiebigkeit, keinesfalls aber geduckt. Er hat bisher, in den Sessel zurückgelehnt, eine Zigarre rauchend, hie und da lächelnd, schweigsam zugehört. Nun wendet er sich Melisande zu, voll hörbaren Mitgefühles). Laß es gut sein, Kind. So ganz als Aschenputtel sollst du nicht aus meinem Hause gehen. Für eine Ausstattung werde ich schon sorgen —

Melisande (mit zärtlichem Aufleuchten). Ach du lieber —

Charlotte (tadelnd). Wie überflüssig, Fernand, ihr das zu sagen. Es macht sie nur noch pretentiöser.

Melisande. Ich und pretentiös?!

Charlotte. Wenn dein Stiefvater wirklich dieses besondere Opfer für dich bringen will, so vergiß nicht, daß es zum guten

Teile in Rücksicht auf mich, in Anbetracht unserer gesellschaftlichen Stellung geschieht.

Fernand. Erlaube, liebe Charlotte —

Charlotte. Bitte, unterbrich mich nicht. (Zu Melisande,) Die gleiche Rücksicht erwarte ich aber auch von dir. Und nun laß mich endlich zur Sache kommen. Der Mann, der uns die Ehre gibt, in aller Form um deine Hand anzuhalten, ist mehr als Leutnant und Hauptmann und Major —

Melisande (komisch erschrocken). Was? Noch mehr?!

Charlotte (mit feierlich erhobener Stimme). Es ist der Oberst unseres Kürassierregimentes Graf Hector von Bréau.

Melisande (starr vor Staunen). Der Graf von Bréau?!

Charlotte (triumphierend). Ja! Was sagst du nun?

Melisande (ihrem Staunen Luft machend). Donnerwetter!

Charlotte (indigniert). Das dürfte als Antwort auf einen Heiratsantrag wohl nicht ganz das geeignete Wort sein.

Melisande. Entschuldige nur, aber ich — bin einfach baff.

Charlotte. Das hattest du dir wohl nicht erwartet?

Melisande. Nein. Ich soll also — ich soll Frau Oberst — (Hebt prustend ein helles Gelächter an.)

Charlotte. Was soll nun dieses törichte Gelächter? (Streng.) Möchtest du nicht etwas mehr Würde an den Tag legen?

Melisande (gehorsam). Jawohl.

Charlotte. Was hast du auf den Antrag des Grafen von Bréau zu erwidern?

Melisande. Zunächst einmal fühle ich mich kolossal gebumfiedelt —

Charlotte. Nein, diese Redensarten! Melisande, hast du denn gar kein Stilgefühl?

Melisande (sich steif zurechtsetzend). O doch! Es gereicht mir also zur besonderen Ehre. Aber es tut mir leid, den mir zuteil gewordenen Antrag dankend ablehnen zu müssen.

Charlotte. So. Und, wenn man fragen darf, weshalb?

Melisande. Mein Herr Freier muß doch noch älter sein als jeder von den vier Majoren, die zusammen hundertsechzig Jahre auf dem Buckel haben. Sonst könnte er doch noch nicht Oberst sein.

Charlotte. Graf von Bréau ist ein ausgezeichneter Offizier, der über den Durchschnitt schnell avanciert ist und

zweifellos noch eine glänzende Laufbahn vor sich hat. Wenn dich übrigens sein Alter so sehr interessiert, er macht durchaus kein Hehl daraus, daß er dreiundvierzig Jahre alt ist.

Melisande. Dreiundvierzig — so. Da könnte er immer noch mein Vater sein.

Charlotte. Die Ehemänner, die zugleich unsere Väter sein könnten, sind die besten.

Melisande. Warum?

Charlotte. Sie bieten gewisse Garantieen. Die Stürme des Lebens liegen hinter ihnen.

Melisande. Jawohl, so sieht er aus, der gute Graf. Er hat sicher manchen Sturm erlebt. Tüchtige Krähenfüße hat er um die Augen.

Charlotte. Krähenfüße! Es sind jene charakteristischen Linien, die dem Gesichte eines Mannes erst seine Bedeutung verleihen. Ich finde, Graf von Bréau sieht vorzüglich aus.

Melisande. Ich finde, er ist eher häßlich als schön.

Charlotte. Schöne Männer sind langweilig, häßliche interessant.

Melisande. Ich kenne auch häßliche, die langweilig sind.

Charlotte. Keinesfalls aber doch Graf von Bréau!

Melisande. Nein, alles was wahr ist!

Charlotte. Siehst du! Und du hast ihn doch auch immer sehr gut leiden können.

Melisande. Kann ich auch heute noch. Reizend ist er. Von Herzen gern habe ich ihn. Aber nur nicht zum Heiraten.

Charlotte. Weswegen denn nicht?

Melisande. Erstens ist er im Verhältnis zu mir eben zu alt. Das kannst du doch nicht leugnen.

Charlotte. Etwas muß man schließlich in den Kauf nehmen, nichts ist vollkommen auf dieser Welt.

Melisande. Zweitens, und das ist der Hauptgrund: Wenn ich mir vorstelle, daß ich mein ganzes Leben hindurch mit ihm zusammen sein müßte, ich glaube nicht, daß mir das besonderen Spaß machen würde.

Charlotte. Man heiratet doch nicht, weil es einem Spaß macht.

Melisande. O, ich würde nur heiraten, wenn ich mit Herz und Seele dabei bin. Sonst bleibe ich lieber ledig. Habe ich nicht recht? Papa? Onkel Gaston, was sagst du?

Gaston (im vierzigsten Lebensjahr, aber aussehend wie ein angehender Dreißiger, ein Mann von Takt und Geschmack, hie und da ein wenig Hagestolz, ein launiger Sarkast, der aber mit dem Spott lediglich seine Herzensgüte maskieren will. Er raucht wie Fernand, liest obendrein die Zeitung, hinter der er zeitweilig lächelnd aufhorcht. Nun tut er höchlich überrascht). Ich?!

Charlotte (rasch). Onkel Gaston hat mit dieser Frage ganz und gar nichts zu tun.

Gaston (liest wieder weiter).

Charlotte. Ich wiederhole dir, Graf von Bréau ist eine Partie, wie sie sich dir zum zweiten Male nicht bieten dürfte. Ueberleg' dir das wohl. Er wird übrigens heute zu unserm Jour kommen. Ich habe ihn eigens darum gebeten, und er seinerseits bat mich, dich in deiner Entschließung ja nicht drängen zu wollen. Du siehst daraus, wie taktvoll er ist.

Melisande. Ja, ja, das mag schon sein.

Charlotte. Wenn er sich dir nun heute nähern und eine Aussprache mit dir suchen sollte, so sei nicht vorschnell mit deinen Antworten, sondern benimm dich, wie es einer jungen Dame von deinem Range und Stande geziemt. Du kannst dir ja Bedenkzeit ausbitten. Jedenfalls stelle nicht so törichte Behauptungen auf wie vorhin. Man heiratet aus ernsthaften Erwägungen, aber nicht, weil es einem Spaß macht. Frage Papa!

Fernand. Deine Mama hat nicht unrecht.

Melisande. Wenn ich mir vorstelle, wie ich einmal zu meinem Manne sein werde, muß er einfach seine helle Freude daran haben, verheiratet zu sein, und ich auch.

Charlotte. Du redest wie ein Buch, aber wie ein schlechtes. Höre lieber auf meine wohlgemeinten Ratschläge. (Zu Gaston, der bei Melisandes letztem Satz die Zeitung hat sinken lassen und ihr lächelnd zugehört hat.) Freilich kann ich zu keinem Ziele damit kommen, wenn Sie, Herr Schwager Gaston, es bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit für gut befinden, eine lächerliche Miene aufzusetzen.

Gaston. Ich bin mir absolut unbewußt —

Charlotte. Das sind Sie immer. (Zu Melisande.) Wenn du aber nicht hören willst, so ist das schließlich deine Sache. Ich bleibe ja nicht sitzen. (Erhebt sich.)

Melisande. Nein, Mama, du hast bereits den zweiten Mann.

Charlotte. Du bist nicht nur unreif, sondern auch noch respektlos.

Melisande. Wieso denn? Ich konstatiere lediglich eine Tatsache.

Charlotte (empört). Schweig'! Ich habe es satt, weiter mit dir zu debattieren. Meinetwegen mach', was du willst. (Geht erhobenen Hauptes nach rechts ab.)

Melisande (sieht ihr halb verdutzt, halb verschmitzt nach).

Fernand (mit mildem Vorwurf). Es ist nicht nett von dir, Melisande —

Melisande (veränderten Tones, nicht mehr kampflustig, sondern treuherzig, zutraulich). Warum sagst du Melisande? Warum nennst du mich nicht wie sonst Wieselchen? Bist du auch böse?

Fernand (warm). Nein, Wieselchen, warum sollte ich dir böse sein?

Melisande (eilt auf ihn zu, setzt sich neben ihn auf die Armlehne des Stuhles, legt ihren Arm anschmiegend um seinen Hals). Ach du lieber, herzensguter Papa! Ist das nicht komisch, du bist eigentlich gar nicht mein Papa, und dabei habe ich dich so lieb, als ob du es wärst?

Fernand (sie streichelnd). Ich habe dich ja genau so lieb, Wieselchen.

Melisande. Was wolltest du denn aber sagen? Du fingst doch an: es ist nicht nett —

Fernand. Es ist nicht nett, wie du zu Mama bist.

Melisande (achselzuckend). Ach Gott —

Fernand. Sie meint es doch gut mit dir.

Melisande (erhebt sich, geht ein paar Schritte weg, bleibt stehen). Auf ihre Art, jawohl. Aber ihre Art ist nicht meine. Ich bin sicherlich meinem Vater nachgeraten. Ich habe ihn ja kaum gekannt, denn ich war keine fünf Jahre alt, als er starb. Aber weißt du, was ich manchmal glaube? Er hat nur deshalb die Nächte immer durchgebummelt und sein Geld verjuxt, weil er es zu Hause mit Mama nicht ausgehalten hat.

Fernand. Das ist wohl eine etwas kühne Vermutung.

Melisande. Ein Körnchen Wahrheit wird schon daran sein. Hand aufs Herz, ein bißchen reingefallen bist du ja auch.

Fernand. Aber Wieselchen!

Gaston (sehr belustigt). Wieselchen, du bist von einer rührenden Offenherzigkeit.

Melisande (unbeirrt). Ich kenne Mama. Alles an ihr ist Verstand. Herz hat sie nicht allzuviel.

Fernand. Du urteilst recht hart über deine Mutter.

Melisande. „Mutter" sagst du? Wenn sie dich hörte! „Mutter" klingt plebejisch. „Mama" heißt es. Der Ton auf die zweite Silbe! Und in die Länge gezogen wie ein Strudelteig: Mamaaaa!

Fernand (gutmütig). Nun ja, wir alle haben unsere kleinen Schwächen. Mama hält eben sehr auf Form.

Melisande. Auf Stil, bitte! (Nachahmend.) „Melisande, hast du denn gar kein Stilgefühl?" (Dann ein wenig grimmig.) Und vor lauter Stilgefühl geht das wirkliche Gefühl in die Binsen. Die Heiratsgeschichte ist ja wieder das schönste Beispiel dafür.

Fernand. Du tust Mama unrecht. Man muß heutzutage bei einer Heirat nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand sprechen lassen. Der Antrag des Grafen von Bréau ist daher sehr wohl zu erwägen. Der Graf ist ein untadeliger Edelmann, ein Mann in bevorzugter Stellung, in wohlgeordneter Vermögenslage, ja ja, mein Wieselchen —

Melisande. Willst du mich denn auch los werden?

Fernand. Unsinn!

Melisande. O ja, du willst. Ist es denn gar so eilig? Ich bin doch erst siebzehn Jahre und drei Monate alt.

Fernand. Allerdings.

Melisande. Habe ich nicht wenigstens Zeit bis zwanzig? Bitte, laß mich noch so lange bei dir bleiben. Nachher will ich ja meinetwegen gehen. Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort.

Fernand. Aber Wieselchen, du kannst so lange bei mir bleiben, wie du nur willst. Nie sollst du gezwungen werden, einen Mann zu heiraten. Das ist doch selbstverständlich!

Melisande. Ist das wahr?

Fernand. Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort.

Melisande (befriedigt). Ja, so bist du. Aber nicht Mama. Das ist der Unterschied zwischen euch beiden: mit dir kann man reden, mit Mama nicht. Wenn du etwas sagst, so klingt das ganz anders, und man kann sich's einmal in Ruhe überlegen. Aber Mama diktiert einfach. Und macht man einen Gegengrund geltend, so kommandiert sie. Ich lasse mich aber nicht kommandieren, und dann ist der Teufel los!

Fernand. Ja, das ist sehr traurig, Wieselchen.

Melisande. Gott ja, mir tut es auch aufrichtig leid, weil du doch mit Mama verheiratet bist und durch mich keinen Verdruß haben sollst. Aber ich kann mir noch so viele Mühe geben, ich komme mit deiner Frau auf keinen grünen Zweig. Das heißt, das sage ich dir nur im strengsten Vertrauen!

Fernand. Darum möchte ich dich auch herzlich gebeten haben.

Melisande. Onkel Gaston hat es allerdings mit angehört.

Gaston (scheinbar ernsthaft). Allerdings!

Melisande (zu Fernand, ein wenig besorgt). Zu Onkel Gaston kann man doch auch Vertrauen haben, was?

Fernand (lachend). Hoffentlich!

Melisande (zu Gaston, noch nicht ganz sicher). Warum sagst du denn übrigens gar nichts?

Gaston (trocken). Weil deine Mama mir zweimal über den Mund gefahren ist, als ich ihn öffnen wollte. Da habe ich ihn lieber gehalten.

Melisande. Aber seit sie fort ist?

Gaston. Seitdem hast du einigermaßen richtige Ansichten geäußert, aber weil es unpädagogisch wäre, dir beizustimmen, habe ich mich weiter im Schweigen geübt.

Melisande (fliegt auf ihn zu, wirft ihre Arme um seinen Hals, setzt sich ihm auf das Knie, entzückt). Du lieber, guter Herzensonkel du!

Gaston (macht sich von ihr los, schiebt sie von sich fort, mit lebhafter Entrüstung, hinter der er eine Verlegenheit zu bergen sucht). Ich bitte dich, Melisande —!

Melisande (verblüfft). Was ist denn nun wieder los? Warum nennst du mich jetzt auch Melisande, und warum stößt du mich von dir fort?

Gaston (halb unsicher, halb gereizt). Weil du — du sollst dich nicht mehr auf meinen Schoß setzen. Ich habe dir das neulich schon einmal gesagt. Du bist doch kein Schulmädel mehr. Du bist siebzehn Jahre und drei Monate alt!

Melisande. Deswegen kann ich mich doch noch einmal meinem Onkel auf den Schoß setzen. (Will es nochmals versuchen.)

Gaston (heftig). Zum Donnerwetter noch 'mal, ich bin nicht dein Onkel!

Melisande (erschrocken). Du bist nicht — du willst nicht mehr — das ist schlecht von dir, ihr seid heute alle miteinander so schlecht zu mir — (Ein Schluchzen steigt in ihr auf, sie sucht ihr Taschentuch, findet es aber nicht gleich.)

Fernand (tröstend). Aber Wieselchen — (zu Gaston, der ganz verdutzt dareinschaut) dem Kinde ist die Heiratsgeschichte auf die Nerven gegangen — (erhebt sich, tritt zu Melisande, klopft ihr auf die Schulter) Wieselchen!

Gaston (tritt von der anderen Seite zu ihr, wärmsten Tones). Liebes kleines Wieselchen, ich habe es doch nicht böse gemeint. (Vergnügt.) Wie kannst du das nur von mir glauben?!

Melisande (ihn unter Tränen ansehend). Weshalb bist du denn dann so ruppig und sagst, du bist nicht mein Onkel?

Gaston. Ja, weil, weil — weil ich es eben nicht bin. Ich bin der Bruder des zweiten Mannes deiner Mutter. Ich bin so gut wie gar nicht verwandt mit dir. Ich könnte dich beispielsweise heiraten, wenn ich auch nicht schon so alt wäre, wie der Graf von Bréau.

Melisande (erstaunt und belustigt). Du so alt wie Bréau?

Gaston. Nicht ganz, aber ziemlich. Neununddreißig bin ich gewesen!

Melisande. Wirst also auch schon vierzig?

Gaston. Werde ich, ja.

Melisande (mustert ihn aufmerksam). Du siehst aber lange nicht so ramponiert aus.

Gaston. Ich danke dir für diese Anerkennung.

Fernand (lachend). Deine Mama wäre weniger davon erbaut gewesen. (Setzt sich irgendwo.)

Melisande (auch lachend). Sie hat's ja nicht gehört. (Dann ernsthaft zu Gaston.) Was sagst du denn nun zu dem Heiratsantrag?

Gaston. Da ist schwer etwas zu sagen. Wie du weißt, bin ich mit Graf Bréau gut befreundet, und über seine Vorzüge bin ich mit deiner Mutter — pardon Mamaaa — nur einer Meinung.

Melisande. Darüber sind wir uns ja alle einig. Aber weiter?

Gaston. Ja, weiter —! (Zuckt die Achseln, setzt sich.)

Melisande. Was hältst du überhaupt vom Heiraten, Onkel Gaston?

Gaston. Wieselchen, das ist eine Preisfrage!

Melisande. Nun?

Gaston. Gegen das Heiraten an und für sich ist wohl nichts einzuwenden, und geheiratet wird ja auch im allgemeinen leicht und gern.

Melisande. Aber?

Gaston. Die Kunst, verheiratet und dennoch glücklich zu sein, ist nicht so einfach.

Melisande. So?

Gaston. Es gibt bekanntlich kein besseres Mittel gegen die Liebe als die Ehe.

Fernand. Aber Gaston!

Melisande (lebhaft interessiert). Wie war das? Das mußt du noch einmal sagen! (Setzt sich nun auch, ihren Stuhl möglichst nahe zu Gaston rückend, ihn erwartungsvoll anblickend.)

Gaston. Es gibt kein besseres Mittel gegen die Liebe als die Ehe.

Melisande. Ah?!

Gaston. Du mußt das nicht wörtlich nehmen, Wieselchen. Ich will damit nur sagen, daß in der Ehe immer sehr bald der Alltag die Oberhand gewinnt. Die praktischen Lebensfragen machen sich geltend, und das ideelle Moment, der rosenrote Schimmer verblaßt. Die Liebe kriegt gewissermaßen eine kalte Douche.

Melisande. Aha!

Gaston. Wenn es nun keine richtige vollblütige Liebe ist, — und die meisten Lieben sind ja leider blutarm, — so verursacht der kalte Wasserstrahl einen chronischen Schnupfen. Na, und andauernd verschnupft zu sein ist doch ein recht zweifelhaftes Vergnügen.

Melisande (mit eifrigem Ernst). Ich bin ganz deiner Meinung.

Gaston. Aus diesem Grunde sind schließlich die Vernunftehen gar nicht so übel. Die Leutchen machen sich von vornherein keine Illusionen und sind dann hinterher nicht enttäuscht.

Melisande. Wenn ich das bedenke, könnte ich eigentlich den Grafen von Bréau nehmen.

Gaston (beinahe grob). Herrgott, du brauchst doch nicht Knall und Fall ja zu sagen!

Melisande (etwas verblüfft). Was denn?

Gaston (wieder ruhig und überlegen). Du — du kannst dich erst einmal in aller Ruhe prüfen.

Melisande. Wie soll ich denn das anfangen?

Gaston. Indem du öfter mit Bréau zusammenkommst.

Melisande. Du, ich glaube, das würde eher schaden als nützen.

Gaston. Wieso? Bréau ist ein Mann von vielseitiger Bildung, von Geschmack, von Geist —

Melisande. Was habe ich denn vom Geist?

Gaston. Was du davon hast? Ich weiß nicht. Was willst du denn eigentlich haben?

Melisande. Ich weiß auch nicht. Ich habe es nur so im Gefühl. Wenn ich mir die Sache von ferne betrachte, gefällt sie mir ganz gut, aber wenn ich sie in der Nähe besehe, stimmt auf einmal etwas nicht.

Blaise (tritt von rechts ein).

Fernand. Was gibt es, Blaise?

Blaise (alter Diener mit weißem Haar und rosiger Gesichtsfarbe, noch rüstig und beweglich, mit den gepflegten Manieren, wie sie langjährige Diener guter Häuser haben. Wo es die Situation erlaubt, zeigt er auch Humor. Er trägt schwarze Wadenstrümpfe, schwarzseidene Eskarpins, schwarzen Frack mit Goldknöpfen). Die gnädige Frau läßt ausrichten, es sei bereits halb sieben vorüber.

Melisande (mit erhobenem Zeigefinger). Kinder, das heißt, daß wir hier nicht länger schwatzen sollen und vor allem, daß ich mich umziehen soll. (Erhebt sich, auf ihr Kleid deutend.) Als Leichtmatrose verkleidet darf ich doch nicht beim Jour auftreten. Das wäre so ein Gaudium für Mama. Du, Onkel Gaston, über das Thema reden wir noch einmal. Auf Wiedersehen! (Nickt ihm und Fernand zu, geht hurtig nach links ab.)

Fernand. Na, alter Blaise, da bring' mir auch meinen Smoking.

Blaise. Sehr wohl, gnädiger Herr. (Ab nach links.)

Fernand (zu Gaston). Du als der Ordnungsmensch von uns beiden bist natürlich längst in full dress.

Gaston (heiter). Mein lieber Fernand, das ist der Schein, der trügt.

Fernand. Was soll das heißen?

Gaston. Ich bin zwar fix und fertig parkettmäßig kostümiert, aber ich ziehe mich jetzt wieder aus. Ich drücke mich nämlich um euern Jour.

Fernand. Ja, warum hast du dich denn da erst angezogen?

Gaston. Aus Pietät, aus Höflichkeit, aus Heimtücke, aus Gemeinheit, nenn's, wie du willst.

Fernand. Das verstehe ich nicht.

Gaston. Siehst du, Fernand, wenn ich meiner liebwerten Schwägerin, deiner dir vor Gott und dem Pfarrer angetrauten Frau erkläre, ich komme heute nicht mit zu ihrem ästhetischen Tee, so gibt das zuerst eine lange Auseinandersetzung und zuletzt ein pikiertes Gesicht. So habe ich nun feierlich gerüstet dagesessen, als ob ich die bevorstehenden Genüsse gar nicht erwarten könnte, und kein Funken von Argwohn fällt in der Hausfrau Herz. Wenn es aber losgeht, entschwebe ich. Ich lasse mir den Braunen satteln und mache einen Spazierritt über die abendlich stillen Fluren. Das ist mir lieber wie sämtliche Jours der Welt.

Blaise (den Smoking Fernands überm Arm, tritt wieder ein).

Gaston. Hier, Blaise, der alte Sünder, ist mit in der Verschwörung. Hast du dem Stallburschen Bescheid gesagt?

Blaise (verständnisvoll). Sehr wohl, gnädiger Herr.

Gaston (während Blaise Fernand beim Umkleiden hilft). Hinterher, mon cher frère, ist die Geschichte lange nicht so schlimm. Es gibt zwar noch ein pikiertes Gesicht, aber die lange Auseinandersetzung fällt weg.

Fernand. Es ist gut, Blaise. (Wartet, bis Blaise mit dem Hausrock über dem Arm nach rechts abgegangen ist.) Da fügst dich ja in alles mit gutem Humor, Gaston, aber es tut mir doch in der Seele leid.

Gaston. Was?

Fernand. Daß du dich hier nicht so wohl fühlen kannst, wie ich gerne möchte, daß du immerzu diese Rücksicht nehmen sollst —

Gaston (lebhaft). Nun hör' mir aber auf. Ich fühle mich hier außerordentlich wohl, und wäre es anders, so läge die Schuld einzig und allein nur an mir.

Fernand. Das sagst du so.

Gaston. Das kann ich dir beweisen.

Fernand. Nein, nein, ich weiß ganz genau —

Gaston. Jetzt willst du mir wieder einreden, du ständest in meiner Schuld, weil unser Gutssitz Beuzeville doch unser gemeinsames väterliches Erbe ist und du immer noch nicht in

der Lage bist, mir meinen Anteil in barem Gelde herauszuzahlen. Ja, verlange ich es denn?

Fernand. Das nicht, aber —

Gaston. Kein aber, bitte. Denk daran, wie es vor zwanzig Jahren aussah, als uns der Vater so plötzlich wegstarb. Die Zeiten waren gottserbärmlich! Viel hätte nicht gefehlt, und Beuzeville wäre unter den Hammer gekommen! Du hast nun in diesen zwanzig Jahren das Gut so in die Höhe gewirtschaftet, daß es heute einfach ein Staat ist. Habe ich recht?

Fernand (bescheiden abwehrend). Gott, ich habe mir ein bißchen Mühe gegeben —

Gaston. Weidlich abgerackert hast du dich und hast obendrein treu dafür gesorgt, daß ich sorglos und in Ruhe studieren konnte. Pünktlich habe ich immer meine Rente von dir erhalten, und von Jahr zu Jahr ist sie auch noch höher geworden.

Fernand. Gewiß, es hat sich nach und nach alles ganz schön gemacht, aber das war eben doch nur möglich, weil du mir so völlig freie Hand gelassen hast.

Gaston. Das war doch selbstverständlich.

Fernand. Trotzalledem wäre ich aber auch heute noch nicht in der Lage, ohne erneute finanzielle Schwierigkeiten dir deinen Anteil herauszuzahlen.

Gaston. Herrgott, das will ich ja gar nicht ... Freilich, wenn du mich mit aller Gewalt abschieben willst —

Fernand. Aber Gaston, wer denkt denn daran?!

Gaston. Du tust ja beinahe so.

Fernand. Ich wollte damit nur sagen, — du kennst mich doch, ich nehme alles sehr genau, — ich wollte sagen, du hast als Mitbesitzer von Beuzeville hier ebenso viele Rechte wie ich und sollst dennoch immer zurückstehen.

Gaston. Ich habe durchaus nicht so viel Rechte wie du. Das möchte ich mir ausbitten. Du bist derjenige, der die Arbeit hier leistet. Das wirst du gefälligst auch fernerhin tun. Ich tue nichts.

Fernand. Wie sich das wieder anhört!

Gaston. Na, praktisch aufgefaßt tue ich doch nichts. Ich habe allerdings etwas gelernt, ich habe studiert, ich war auf dem besten Wege, der gefeiertste Advokat von Paris zu werden! Aber den Beruf habe ich aufgegeben, wie du weißt.

Fernand. Nun ja, in Rücksicht auf deine Gesundheit!

Gaston. I Gott bewahre!

Fernand (erstaunt). Du schriebst aber doch damals, — wie lange ist es denn jetzt her?

Gaston. Drei Jahre.

Fernand. Du schriebst doch damals, du fühltest dich sehr elend und wolltest zu mir auf das Land kommen.

Gaston. Ganz recht.

Fernand. Ja, war das denn nicht wahr?

Gaston. Aber gewiß! Ich fühlte mich mordselend, jedoch nicht gesundheitlich, sondern — beruflich.

Fernand. Als Advokat?

Gaston. Jawohl!

Fernand. Du hattest doch damals gerade diese glänzenden Erfolge!

Gaston. Das war es ja eben!

Fernand. Wie?!

Gaston. So lange ich Student war, fühlte ich mich bei der Juristerei ganz wohl, ich kann sogar sagen, ich war mit Leib und Seele dabei. Damals hielt ich die Jurisprudenz noch für eine Wissenschaft.

Fernand. Ja, was ist sie denn?

Gaston. An und für sich ist sie wohl eine. Aber in der Praxis! Und namentlich vom Advokaten ausgeübt! Schon als ganz junger Anwalt kam ich dahinter. Doch da hielt der Ehrgeiz dem Zweifel noch das Gleichgewicht. Ich dachte unwillkürlich auch an das Märchen vom Fuchs und den Trauben. So lang einer nichts erreicht hat, hat er leicht raisonnieren.

Fernand. Sehr richtig.

Gaston. Da wollte ich mich denn erst einmal durchsetzen.

Fernand (eifrig). Und hast dich auch durchgesetzt. Großartig! Denk' nur einmal an deine beiden ersten großen Prozesse! Das Aufsehen, das du damals erregtest —!

Gaston (mit bitterem Humor). Ja ja —

Fernand (unbeirrt). Die arme Baronin Lagrange, die von den eigenen Verwandten ins Irrenhaus gesperrt werden sollte!

Gaston. Das verrückte Weibsbild hätte es auch ehrlich verdient.

Fernand. Du hast aber doch so überzeugend das Gegenteil bewiesen.

Gaston. Ich war doch ihr Advokat!

Fernand (ein wenig verblüfft). Ach so. (Dann weiter eifernd.) Aber dann der zweite Fall, die Sache mit dem Bankier Robinet —

Gaston. Dem hätten ein paar Jährchen Zuchthaus recht gut getan.

Fernand. Du hast aber doch einen so glänzenden Freispruch für ihn erwirkt!

Gaston. Ich war doch sein Advokat!

Fernand. Es war schlechthin ein Ereignis für ganz Paris, und von dem Tage ab warst du ein gemachter Mann.

Gaston. War ich auch. Die größten Gauner wandten sich vertrauensvoll an mich.

Fernand. Du willst doch nicht sagen, Bankier Robinet —

Gaston. War ein Obergauner. Nachzuweisen war ihm natürlich nichts. Sonst hätte ich ihn natürlich kaum freigekriegt, hätte auch niemals seine Verteidigung übernommen. Aber der Verlauf des Prozesses hat mir doch keinen Zweifel darüber gelassen, was für ein übler Bursche der Kerl war! Mit der Träne der Unschuld im Auge und dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloch schwor er den fulminantesten Meineid.

Fernand. Nun ja, auch das mag ausnahmweise einmal vorkommen.

Gaston. Ausnahmsweise? Hast du eine Ahnung! Aber schließlich darüber hätte ich mich hinweggesetzt, denn ich habe mich im Verlaufe meiner Praxis doch auch überzeugt: man kann Advokat und trotzdem ein ganz anständiger Mensch sein.

Fernand. Siehst du!

Gaston. Ja — aber das Handwerk selbst! Weißt du, worauf es hinausläuft? Du mußt Jongleur werden! So lange mußt du mit den Paragraphen jonglieren, bis der Gegenadvokat und der Gerichtshof den Drehwurm kriegen und nicht mehr mehr wissen, woran sie sind. Dann hast du gewonnen.

Fernand. Ah!

Gaston. Das Einfache muß kompliziert, das Selbstverständliche unverständlich gemacht werden.

Fernand. Aber man sollte doch meinen, der gesunde Menschenverstand —

Gaston. Gesunder Menschenverstand?! Hast du noch nie einen Prozeß geführt?

Fernand (kleinlaut). O ja.

Gaston (mit viel Vergnügen). Na also! (Dann ernst.) Siehst

du, Fernand, über all' dem befiel mich der große Schüttelfrost, trotzdem in meiner Kanzlei der Klientenandrang täglich größer wurde. Sollte ich wirklich Zeit meines Lebens Paragraphenjongleur bleiben? Ich habe mit mir gerungen wie Jakob mit dem Engel des Herrn. Wahrhaftig! Aber es half nichts! Da setzte ich denn eines Tages kurzerhand einen dicken Strich unter die verfehlte Rechnung und zog zu dir auf das Land. Und wie man zuweilen von einer glänzenden Courtisane zu einer kleinen, stillen Jugendliebe zurückkehrt, so habe ich mich hier der Lieblingsbeschäftigung meiner Studentenzeit wieder ergeben: ich treibe Astronomie. (Sich in den Sessel zurücklehnend, aufwärts blickend, mehr zu sich redend.) Lange genug habe ich in die häßlichen Zwiste der Menschen hinuntergeschaut, jetzt richte ich meine Blicke wieder hinauf in die ewige Harmonie der Sterne.

(Kleine Pause.)

Fernand (wie mit leiser Sorge). Wenn du dich nur wohl dabei fühlst, Gaston!

Gaston (lebhaft und frisch). Das tue ich, und nicht minder wohl fühle ich mich hier bei euch. Glaube nur ja nicht etwa, Fernand, daß ich deine Frau verkenne! Gewiß, sie hat hie und da eine etwas kategorische Art —

Fernand (mit heiterer Duldermiene). Die hat sie, ja —

Gaston. Aber sie hat doch auch eine Fülle trefflicher Eigenschaften. Sie weiß nicht nur ein Haus zu machen, sondern auch Haus zu halten.

Fernand. Ah ja, das versteht sie.

Gaston. Schon um dessentwillen schätze ich sie hoch. Und wenn ich wirklich gelegentlich etwas in den Kauf nehmen muß, vergiß nicht, es ist doch ein Aequivalent da, das allen Aerger reichlich wett macht: unser Wieselchen!

Fernand. Ja, unser Wieselchen!

Gaston. Freilich, wenn sie nun fort soll —

Fernand. Das soll sie doch nicht! Ich begreife allerdings meine Frau nicht —

Gaston. O, die begreife ich sehr wohl. Deine Frau hat Ehrgeiz! Den brennenden Ehrgeiz, gesellschaftlich eine dominierende Rolle zu spielen. Das ist ihr in ihren beiden Ehen nicht beschieden gewesen, und nun erstrebt sie es eben durch ihre Tochter. Sie kalkuliert ganz richtig: ein Schwiegersohn heiratet immer

auch die Schwiegermutter mit. Wenn du das bedenkst, mußt du doch sagen, ein Bewerber wie Graf Bréau, Kürassierkommandeur mit Generalschancen, ältester Adel der Nation —

Blaise (von rechts).

Fernand. Was gibt es denn schon wieder, Blaise?

Blaise. Verzeihung, gnädiger Herr, aber es ist die höchste Zeit. Es sind schon alle Gäste drüben.

Fernand (aufspringend). Was? Haben wir uns so verplaudert!? Da muß ich allerdings schleunigst fort. Viel Vergnügen, Gaston.

Gaston. Danke, gleichfalls.

Fernand (lachend, mit abwinkender Handbewegung). Na —! (Ab nach rechts.)

Gaston. Nun, alter Blaise, wer ist denn alles da?

Blaise. Herr und Frau von Raveillac —

Gaston (heiter). Nebst sämtlichen immer noch unverheirateten Töchtern.

Blaise. Sehr wohl. Herr und Frau von Sully, die alte Frau Marquise d'Ornet mit beiden Herren Söhnen, Fräulein von Coligny —

Gaston. Unsere Nachtigall —

Blaise. Herr Professor Faillaud —

Gaston. Unser Philosoph und Schöngeist —

Blaise. Herr Armand Pierre —

Gaston. Ah, der große Dichter!

Blaise. Dann Herr Major Souvestre —

Gaston. Mit Schwester.

Blaise. Nein, diesmal ohne. Das gnädige Fräulein hat Schnupfen.

Gaston. Den hat sie doch eigentlich das ganze Jahr.

Blaise. Dann Seine Hochwürden Herr Pater Raymond —

Gaston (etwas grimmig). Freut mich ganz besonders!

Blaise. Herr und Frau von Luneville, Herr und Frau von Fécamp —

Gaston. Kurzum der übliche Salat, ich wollte sagen, die getreuen Stammgäste des Hauses.

Blaise. Sehr wohl. Als ich eben herüberging, kam noch Herr Oberst Graf von Bréau.

Gaston (etwas kurz). So so. Und ist denn Wieselchen hübsch pünktlich erschienen?

Blaise. Jawohl. (Freudestrahlend.) Das gnädige Fräulein hat mich bereits dreimal gepufft.

Gaston (erstaunt). Was hat sie?

Blaise. Mich gepufft! (Macht mit der Faust eine Bewegung, als ob er jemanden kurz und schnell in die Seite puffen wollte.)

Gaston (kopfschüttelnd). Was soll das heißen?

Blaise. Das ist zwischen uns so ausgemacht. „Blaise", hat mir das gnädige Fräulein gesagt, „wenn ich es vor Langeweile gar nicht mehr aushalten kann, kriegst du heimlich von mir einen Puff. Dann wird mir wohler.

Gaston. Und da hast du schon drei Puffe weg?

Blaise. Jawohl.

Gaston. Scheint ja sehr vergnügt da drüben zuzugehen. Ich will doch machen, daß ich fortkomme.

Blaise. Bastien hat schon aufgesattelt, und die Reitsachen habe ich selber zurechtgelegt.

Gaston. Du bist ein Prachtkerl, Blaise. Dich sollte man streicheln, aber nicht puffen.

Blaise. Von unserm gnädigen Fräulein Wieselchen ist mir so ein Puffer ein Hochgenuß.

Gaston (lacht hell auf, geht lachend ab nach links).

Blaise (tritt an den Tisch links vorne, stellt das Rauchservice zurecht, nimmt den gebrauchten Aschbecher zur Hand).

(Im Garten draußen erglänzt während des Folgenden ein zartes Rosa, das nach und nach zu heller Abendröte wird.)

Melisande (in einem leichten, gesellschaftsmäßigen fußfreien Kleide von rechts eintretend, auf Blaise zugehend, den sie offenbar gesucht hat). Da bist du ja! Wo steckst du denn, alter Sohn? (Mit zwei geballten Fäusten.) Ich sage dir, ich könnte jetzt gleich eine halbe Stunde auf dir herumtrommeln.

Blaise (treuherzig). Trommeln Sie nur ruhig, gnädiges Fräulein.

Melisande. Nun hör' bloß mit dem gnädigen Fräulein auf! Habe ich dir nicht ein- für allemal erklärt, wenn wir beide allein sind, sollst du Wieselchen zu mir sagen? Und ich nenne dich „mein Sohn" oder „alter Sohn" oder, wenn es einmal notwendig ist, „altes Schaf". Das ist doch abgemacht zwischen uns.

Blaise (freudig). Jawohl, Fräulein Wieselchen.

Melisande. So merk' dir das endlich! Und nun paß auf: ich habe nämlich ernsthaft mit dir zu reden.

Blaise. Sehr wohl.

Melisande. Du kennst doch den Grafen Bréau?

Blaise. Ja.

Melisande. Was hältst du denn von dem?

Blaise. Der Graf Bréau — o, das ist ein großartiger Mann.

Melisande. Wieso denn?

Blaise. Ich habe es Ihnen, glaube ich, schon einmal erzählt, Fräulein Wieselchen. Meiner Schwester ihr Jüngster, der Didier, der hat doch seine Militärzeit bei den Kürassieren abgedient, und da ist er zwei Jahre lang Bursche beim Grafen Bréau gewesen. Der Herr Graf war damals gerade eben Oberst geworden.

Melisande. Ja und —?

Blaise. Der Didier ist ein heller Junge, und als Bursche vom Obersten hat man beim Militär doch eine Stellung.

Melisande. So?

Blaise. Ja. Man kriegt da alles mögliche zu hören, von oben, von unten, von rechts, von links, von allen Seiten. Also, es ist selten einer so beliebt gewesen wie Graf Bréau.

Melisande (etwas künstlich teilnahmsvoll). Ah?

Blaise (bieder weiterschwatzend). Dem Jungen, dem Didier, hat er jeden Sonntag fünf Zigarren geschenkt. Und keine schlechten. Ich habe selber einmal eine geraucht. Pikfein!

Melisande. So, so.

Blaise. Dann hat der Didier einmal etwas pecciert und sollte ins Loch kommen. Er ist auch reingekommen. Zwei Tage hat er gebrummt. Aber in seine Papiere ist ihm die Strafe nicht eingetragen worden. Das hat er auch einzig und allein dem Herrn Grafen zu verdanken.

Melisande (geradezu heraus). Das nützt mir aber doch alles nicht, altes Schaf!

Blaise (verblüfft). Ja, was soll es Ihnen denn nützen, Fräulein Wieselchen?

Melisande (mit leichtem Erschrecken). Ah — Graf Bréau!

Graf von Bréau (ist bei Blaisens letzten Worten durch die Tür rechts eingetreten. Er trägt Uniform, ist von guter äußerer Erscheinung, hat ein interessantes, stark durchfurchtes Gesicht und an den Schläfen völlig ergrautes

Haar. Das Haupthaar ist noch dunkel, am Scheitel ein wenig gelichtet. Er hat eine sympathische Art und soll nicht etwa wie ein alter Geck wirken. Zunächst erscheint er ein wenig befangen). Verzeihung — ich störe doch nicht?

Melisande (leicht verlegen). Nein, nein — Sie stören nicht.

Bréau (als ob er gehen wollte). Ich könnte ja sonst auch —

Melisande. O nein, bitte, bleiben Sie. Ich — ich habe nur dem Blaise da etwas über das Essen gesagt. Es gibt nämlich nachher kaltes Büffet. An unserm Jour gibt es immer kaltes Büffet.

Bréau. So?

Melisande. Jawohl.

Bréau. Aha, und da haben Sie als Haustöchterchen —

Melisande. Ganz recht! Ich bin zwar sonst nicht so haustöchterlich gesinnt, aber bei Gelegenheit einmal — (Zu Blaise, als ob sie einen Auftrag mit ihm besprochen hätte.) Es ist gut, Blaise, du hast mich verstanden?

Blaise (vollendet). Sehr wohl, gnädiges Fräulein. (Nach korrekter Verbeugung ab nach links.)

Bréau. Sie sind offenbar und mit Recht ein wenig verwundert, mein gnädiges Fräulein, mich hier zu sehen, während doch drüben die Gäste Ihrer Frau Mutter uns mit allerlei künstlerischen Darbietungen erfreuen.

Melisande (immer noch etwas gespreizt). O bitte.

Bréau (mit launiger Wehmut). Momentan liest unser Lokalgenie, Herr Armand Pierre, sein neues Trauerspiel vor —

Melisande (vergnügt und in ihren natürlichen Ton zurückfallend). Und dabei haben Sie sich derartig gemopst, daß Sie ausgekniffen sind.

Bréau (durch ihre burschikose Offenheit etwas verlegen). Wie? Jawohl, ja —

Melisande (lachend). Beruhigen Sie sich! Ich bin auch ausgerückt.

Bréau (entzückt). Das ist ja herrlich! Das ist Sympathie der Seelen! (Lächelnd.) Ich habe es mir übrigens halb und halb gedacht. Ich sah Sie hinausschleichen. (Ernster werdend.) Und um vollkommen ehrlich zu sein, als ich mich dann auch davonstahl, hatte ich vor allem den einen Gedanken: wenn ich Sie doch ausfindig machen könnte! (Mit leichter Bewegung.) Und nun habe ich Sie gefunden.

Melisande (befangen und unbewußt komisch). Jawohl, nun haben Sie mich gefunden. Das war doch kein so großes Kunststück.

Bréau. Nein, nein, das nicht, mein gnädiges Fräulein, oder darf ich nicht wie sonst, wenn ich mit Ihnen plauderte, Fräulein Wieselchen sagen?

Melisande. Natürlich dürfen Sie. Ich habe mich auch schon gewundert, warum Sie heute eine gar so feierliche Walze einlegen.

Bréau. Können Sie das nicht verstehen, Fräulein Wieselchen? Ihre Frau Mutter sagte mir vorhin, sie habe mit Ihnen gesprochen.

Melisande. Ach so, ja —

Bréau. Nun, da werden Sie doch begreifen, wie mir jetzt zu Mute ist, wie sehr mir daran gelegen ist, auch einmal selbst zu Ihnen zu sprechen. Was sagen Sie denn, Fräulein Wieselchen?

Melisande. Ach, sagen Sie doch noch etwas.

Bréau. Sie haben ganz recht. Erst muß ich reden. Aber gedrechselte Sätze kriege ich nicht fertig, darum kurz und schlicht auf Soldatenart: ich habe Sie lieb, Fräulein Wieselchen, über alle Maßen lieb, und möchte Sie gerne zu meiner kleinen Frau machen.

(Kleine Pause.)

Melisande (nach würdigen Worten suchend). Es — es ist sehr freundlich von Ihnen, Graf Bréau — Ihr Vertrauen ehrt mich, aber —

Bréau (mit leiser Bitterkeit). Jetzt kommt das Aber.

Melisande. Nein, seien Sie mir nicht böse, ich weiß selber nicht — ich —

Bréau. Reden Sie nur.

Melisande. Ich habe bis heute ja keine Ahnung gehabt, daß Sie mich lieben.

Bréau. Und ich liebe Sie schon so lange.

Melisande. Ah?! Seit wann denn?

Bréau. Seit ich Sie zum ersten Male sah.

Melisande. Was, schon damals? Ich entsinne mich jetzt genau. Es war meine zweite Gesellschaft. Mein Tischherr hatte in letzter Stunde abgesagt, ebenso Ihre Tischdame. Da mußten Sie mich zur Tafel führen.

Bréau. Richtig, so war es.

Melisande. Ich muß Ihnen doch an dem Abend mordsdumm vorgekommen sein.

Bréau. Aber Fräulein Wieselchen!

Melisande. Sie haben mich ja freilich auch ziemlich angeödet.

Bréau. Mein Gott, ich wußte im Anfang nicht so recht, was ich mit Ihnen reden sollte. Aber das war doch nur im Anfang, nicht wahr? Später kam sehr bald Ihre herzerquickende, quellfrische Art zum Durchbruch. Reizend waren Sie! Ich werde den Abend nie vergessen.

Melisande. Ach ja, es war eigentlich recht nett. Wir haben herzlich miteinander gelacht, und zum Schlusse waren wir wie ein paar gute alte Bekannte.

Bréau. Freilich!

Mélisande. Ja, ja, wenn ich mir das jetzt so überlege, da muß ich doch sagen, ich habe Sie auch schon an dem Abende sehr gerne gehabt.

Bréau. Wirklich, Fräulein Wieselchen?

Melisande. Gewiß, und ich freue mich seitdem immer, wenn ich Sie sehe.

Bréau (glücklich). Wenn das wahr wäre, ach, dann wäre ja —!

Melisande (ein wenig beklommen). Jawohl — wenn ich Sie so sehe — so wie heute — zufällig — aber wenn ich Sie immer, immerzu sehen sollte —

Bréau. Dann wäre Ihnen das weniger verlockend.

Melisande. So möchte ich es nicht gerade ausdrücken. Es sind ja wenig Menschen auf der Welt, die mich lieb haben, und ich spüre genau, daß Sie es sehr gut mit mir meinen.

Bréau. Unsäglich gut.

Melisande. Dafür bin ich Ihnen auch aufrichtig dankbar, aber sehen Sie, ich bin doch noch so jung.

Bréau. Und ich so alt. Ja ja, ich weiß wohl, daß ich Ihr Vater sein könnte.

Melisande. Die Ehemänner, die zugleich unsere Väter sein könnten, sind die besten.

Bréau (mit einiger Verblüffung). Wie?

Melisande (naiv). Ja, ist es nicht wahr?

Bréau. O doch. Ich staune nur —

Melisande (wie zuvor). Worüber staunen Sie? Sagen Sie nur auch ganz ungeniert Ihre Ansicht.

Bréau. Sicherlich bietet ein älterer Mann für den harmonischen Verlauf einer Ehe oft bessere Gewähr als ein jüngerer. Umgekehrt ist es aber auch der Fall. Es kommt immer darauf an. Mit allgemeinen Sätzen ist das nicht abzutun. Man muß jeden Fall im besonderen betrachten. Und nun sehen Sie sich unseren Fall einmal an, Fräulein Wieselchen! Zugegeben, ich bin im Verhältnis zu Ihnen reichlich in die Jahre geschossen, aber mein Herz ist jung geblieben, es pocht noch einen ganz wackeren Takt, und nie in meinem ganzen Leben hat es für jemand so heiß geschlagen wie für Sie!

Melisande. Sie wollen mir doch nicht einreden, Sie hätten noch nie geliebt?

Bréau. Das habe ich wohl, und ich hätte auch des öfteren Gelegenheit gehabt, mich zu verheiraten. Aber nie hat es mich danach gedrängt, nie habe ich das überzeugende Verlangen gespürt —

Melisande. Und nun haben Sie es ausgerechnet auf mich abgesehen?

Bréau. Sagen Sie das nicht so voller Spott. Mir ist es heiliger Ernst. Hören Sie mir das nicht an?

Melisande. O doch! Ich bin sehr unartig und gefühllos. Ich verdiene gar nicht, daß mir jemand so viel Güte entgegenbringt.

Bréau (beschwichtigend). Oh —!

Melisande (eindringlich, mehr zu sich). Wenn ich nur wüßte —!

Bréau. Ich verstehe, was Sie jetzt sagen wollen: Sie lieben mich nicht.

Melisande. Nein. Aber ich kann vielleicht überhaupt nicht lieben.

Bréau. Sie können lieben!

Melisande. So? Woraus schließen Sie denn das?

Bréau. Das fühlt man.

Melisande. Da müßte ich selber doch auch etwas fühlen.

Bréau. Sie sind doch noch sehr jung. Die Liebe in Ihnen schlummert noch. Sie muß erst geweckt werden.

Melisande. Ist das möglich?

Bréau. O ja!

Melisande. Wie denn?

Bréau. Nun — zu allererst müssen Sie Vertrauen haben.

Melisande. Ich habe zu Ihnen das allergrößte Vertrauen.

Bréau. Ich danke Ihnen. (Streckt ihr die Rechte entgegen.)

Melisande. O bitte. (Legt zögernd ihre Hand in die seine, will sie gleich wieder zurückziehen.) Bitte!

Bréau (sie festhaltend, gut zuredend). Lassen Sie mir doch ruhig Ihre Hand. Sehen Sie, wenn wir so beieinander sind, müssen Sie das wohltuende Gefühl haben, daß Sie gehütet, daß Sie geborgen sind.

Melisande. Das Gefühl habe ich beim alten Blaise auch.

Bréau. Etwas anders müßte es schon sein. (Legt behutsam den rechten Arm um sie, zieht sie ganz langsam an sich, lehnt ihren Kopf gegen seine Schulter, was sie alles willig, ein wenig erstaunt mit sich geschehen läßt.) Wenn ich beispielsweise den Arm um Sie lege und Ihr Köpfchen an meine Schulter lehne — nehmen Sie es doch nicht wieder weg — so — (streichelt ihr leicht über das Haar) da muß Ihnen zu Mute sein, als ob Sie sagen wollten: „Ach was, jetzt kann es in der Welt da draußen stürmen und toben, was kümmert es mich, mein Schifflein schaukelt behaglich im Hafen, ich weiß, wo ich hingehöre, ich weiß, wer mich lieb hat und in seiner großen Liebe mich zärtlich auf den Händen trägt!“

Melisande (gerührt). Sie sind wirklich sehr, sehr gut zu mir.

Bréau (innig). Ja, das bin ich.

Melisande. Es tut mir auch sehr wohl.

Bréau. Ich werde immer so zu Ihnen sein. Es geht ja gar nicht anders, ich bin Ihnen eben so über alle Maßen gut, Wieselchen, liebes kleines Wieselchen! (Von seinem Gefühle übermannt, umarmt er sie und küßt sie auf den Mund.)

Melisande (einen Augenblick lang stillhaltend, reißt sich jäh von ihm los, weicht entsetzt zurück). Nein — nein, nein!

Bréau (zuerst erschrocken, faßt sich rasch, in musterhafter Haltung und voll ehrlichen Bedauerns). Verzeihen Sie — ich, ich — es hat mich übermannt. Ich wollte Sie, auf mein Wort, nicht kränken, aber — es war stärker als ich. Ich bitte Sie aufrichtig um Verzeihung.

Melisande (ihn ansehend, noch etwas scheu). Verzeihen Sie mir nur auch. Ich habe es ebenfalls nicht schlecht gemeint, aber sehen Sie, das Küssen — das kann ich nun einmal nicht vertragen.

(Vorhang.)

Zweiter Akt.

Dasselbe Zimmer wie im ersten Akt. Die drei Glastüren im Hintergrunde stehen offen. Helle Morgensonne liegt über dem Garten. Es ist elf Uhr vormittags. Links vorne sitzt **Gaston** mit einem Buche in der Hand, rechts vorne **Fernand,** Zeitung lesend. Er trägt Joppe und Stulpstiefel, während Gaston straßenmäßig gekleidet ist. Nach einer kurzen Weile tritt **Charlotte** von rechts ein. Die Herren erheben sich bei ihrem Eintritt.

Charlotte (nicht etwa in Morgentoilette, sondern in adrettem Hauskleide). Guten Morgen.

Fernand. Guten Morgen.

Gaston. Guten Morgen, Frau Schwägerin. Angenehm geruht?

Charlotte (ziemlich kurz). Danke, nein.

Gaston. O, ich bedaure —

Charlotte (ironisch). Sie sind gestern im letzten Augenblicke wieder verhindert gewesen, bei unserm Jour zu erscheinen, Herr Schwager Gaston?

Gaston. Ja, ich —

Charlotte. Man hat Sie mehrfach vermißt.

Gaston. Es tat mir unendlich leid, ein Zufall —

Charlotte. Diese Zufälle haben sich in letzter Zeit merkwürdig gehäuft. Aber was ich sagen wollte: hat niemand von euch Melisande gesehen?

Fernand. Nein.

Charlotte. Sie ist nirgends zu finden, und kein Mensch im Hause weiß, wo sie steckt.

(Man setzt sich während des Folgenden wieder.)

Gaston. Ich habe bereits den Vorzug gehabt. Ich war heute morgen in der Stadt, und da sah ich sie, so etwa gegen neun Uhr, über den Marktplatz gehen. Sie schien es ziemlich eilig zu haben und winkte mir nur aus der Entfernung zu.

Charlotte (höchst mißbilligend). Was? Sie ist ausgegangen? In die Stadt? Ohne meine Erlaubnis?

Gaston. Ja, ich kann doch nichts dafür.

Fernand (begütigend). Sie ist vielleicht zur Messe gegangen.

Charlotte. Sie geht doch nie zur Messe außer am Sonntag, und da muß ich sie auch erst noch schicken.

Gaston (trocken). Man sollte nie jemanden in die Kirche schicken, der nicht freiwillig hingeht.

Charlotte. Das ist vielleicht Ihre Ansicht.

Gaston. Ja, ich sage immer nur meine Ansicht, nie die anderer Leute.

Melisande (vom Garten her lebhaften Schrittes eintretend, ihren Strohhut am Arme tragend). Guten Morgen wünsche ich!

Fernand und Gaston (freudig). Guten Morgen, Wieselchen!

Charlotte (streng). Guten Morgen. Wo kommst du denn her? Wo treibst du dich denn in aller Frühe schon herum?

Melisande. Ich war in der Stadt, in der Sankt Hedwigskirche.

Charlotte. Was wolltest du da?

Melisande. Beim Abbé Durand war ich.

Charlotte. Hast du gebeichtet?

Melisande. Nein. Ich beichte schon seit längster Zeit nicht mehr bei Abbé Durand.

Charlotte. Warum?

Melisande. Es geht mir gegen das Gefühl, jemandem, den ich so gut kenne, wie den Abbé Durand, und den ich auch außerhalb der Kirche oft spreche, durch das Gitter alle meine Sünden herzubeten. Ich denke, die Beichte soll etwas Göttliches sein.

Charlotte. Das soll sie auch. Bei wem beichtest du denn?

Melisande. Wie es trifft. Wir haben doch noch vier Kirchen hier, und an jeder nehmen mindestens drei Geistliche die Beichte ab. Dreimal vier macht zwölf. Einmal im Monat beichte ich. Reiche ich gerade ein Jahr. Wenn ich mich durch

alle zwölf Brüder durchgebeichtet habe, fange ich wieder von vorne an.

Charlotte. Du hast eine wenig würdige Auffassung von der heiligen Beichte.

Melisande. Was hat sie mit einem bestimmten Menschen zu tun? Ich finde es widersinnig, seinen sogenannten Beichtvater zu haben, menschliche und göttliche Beziehungen durcheinander zu puddeln wie Kraut und Rüben. Greulich ist das!

Charlotte. Greulich ist nur deine Ausdrucksweise. Man vertraut sich seinem Beichtvater ebenso an wie seinem Hausarzt. Oder man dürfte auch keinen Hausarzt haben.

Melisande. Das ist etwas anderes.

Charlotte. Es ist ziemlich dasselbe. Dem einem zeigt man seine Seele, dem anderen seinen Körper, was schließlich noch schlimmer ist.

Melisande. Wenn es darauf ankommt, zeige ich immer noch lieber meinen Körper als meine Seele.

Charlotte (entrüstet). Pfui!

Melisande (erstaunt). Was ist denn? Habe ich etwas Unschickliches gesagt?

Gaston. Nein, Wieselchen, etwas Schönes. (Zu Charlotte.) Die Schönheit, Frau Schwägerin, offenbart sich nämlich sehr oft dort, wo pfui gesagt wird.

Charlotte. Das ist wohl auch eine — (spöttisch betonend) Ihrer Ansichten! Jedenfalls sehr pädagogisch, sie hier zum Ausdrucke zu bringen! (Sich Fernand zuwendend.) Ach Gott, es ist überhaupt lächerlich, in eurer Gegenwart erzieherisch wirken zu wollen.

Fernand. Ich habe ja gar nichts gesagt.

Charlotte. Das ist es eben.

Fernand. Und wenn ich etwas sage, ist es falsch.

Charlotte. Also habe ich doch recht?

Fernand. Du hast immer recht.

Charlotte. Nein!

Gaston (ganz ernsthaft). O doch, Frau Schwägerin! Von seinem Standpunkte aus hat jeder Mensch immer recht. Leider gibt es aber gar so viele Standpunkte. Das ist das ganze Malheur. Man sollte einfach die Standpunkte abschaffen, und wir hätten den ewigen Frieden auf Erden.

Melisande. Meinst du das ernst, Onkel Gaston, oder hast du uns zum Besten?

Charlotte. Wir wollen uns doch nicht mit den paradoxen Einfällen deines Onkels aufhalten. Möchtest du mir nicht endlich erklären, was dein Morgenbesuch bei Abbé Durand zu bedeuten gehabt hat?

Melisande. Der Abbé ist doch mein Freund.

Charlotte. Schöne Freundschaft zwischen einem Mädchen von siebzehn Jahren und einem Pfarrer von siebzig!

Melisande. Ich verstehe mich sehr gut mit ihm, ich habe Vertrauen zu ihm, und da habe ich mich eben einmal ordentlich ausgesprochen.

Charlotte. Worüber?

Melisande. Wie du bloß noch fragen kannst! Ueber die Geschichte mit dem Grafen Bréau! Ob ich den Mann nun heiraten soll oder nicht!

Charlotte (tut gekränkt). Das ist so recht bezeichnend für dich. An fremde Menschen wendest du dich. Ich, deine Mama, gelte dir nichts.

Melisande. Wir haben uns doch gestern von früh bis abend fortgesetzt miteinander ausgesprochen. Es ist nur nichts dabei herausgekommen.

Charlotte. Das ist eben das Bedauerliche. Aber ich will mich nicht wieder alterieren. Wissen will ich jetzt, was für eine Antwort ich dem Grafen von Bréau geben soll! Du wirst einsehen, daß ich ihn unmöglich länger hinziehen kann. Der Graf empfahl sich gestern abend als einer der ersten und schien mir beim Abschiede auffallend reserviert.

Melisande (schlicht, aber entschlossen). Ich werde Graf Bréau nicht heiraten.

Charlotte (auffahrend). Ah!

Melisande. Ich kann nicht.

Charlotte. Sag' lieber, du willst nicht.

Melisande. Nein, ich kann nicht.

Charlotte. Warum denn nicht?

Melisande. Mein Gewissen verbietet es mir.

Charlotte (lacht kurz auf, dann geringschätzig). Das hat dir Abbé Durand eingeredet.

Melisande. Nein.

Charlotte. Es klingt ganz nach ihm. So altmodisch gesalbt.

Melisande. Ich habe es aus mir selbst. Gestern abend habe ich noch geschwankt, und die ganze Nacht habe ich wach gelegen und darüber nachgedacht. Aber jetzt bin ich fest entschlossen.

Charlotte. Wieso denn auf einmal?

Melisande. Ich habe doch gestern, während Herr Armand Pierre euch sein Trauerspiel vorlas, eine Unterredung mit Graf Bréau gehabt.

Charlotte. Davon weiß ich ja gar nichts.

Melisande. Nun hörst du es ja.

Charlotte. Und wie war das?

Melisande. Bréau war rührend nett und gut zu mir, und ich war schon darauf und daran, ihm mein Jawort zu geben. Aber da hat er mich geküßt.

Charlotte, Fernand und Gaston (wie aus einem Munde). Was?!

Melisande (unbefangen). Da ist doch weiter nichts dabei. Herrgott, wenn man sich verloben will, darf man sich doch wohl küssen. Aber wie er mir den Kuß gegeben hat, das war es eben!

Charlotte. Was war da?

Melisande. Geschüttelt hat es mich. Es schüttelt mich noch jetzt.

Charlotte (findet nicht gleich eine Antwort). Nun — eh — weil es der erste Kuß war, mein Kind. Später gibt sich das

Melisande. Ich bezweifle, daß sich das gibt. So kann ein erster Kuß nicht sein! Ich habe trotzdem Bréau hinterher noch gesagt, er sollte nur nicht böse sein, und ich würde mich noch einmal ernsthaft prüfen.

Charlotte. Das war sehr vernünftig von dir.

Melisande. Heute aber weiß ich —

Charlotte (rasch). Du weißt gar nichts.

Melisande. Ich weiß zwar nicht, wie die Liebe ist, aber ich weiß genau, wie sie nicht ist.

Charlotte. Wenn du dich ernsthaft prüfen willst, so geht das doch nicht von heute auf morgen. Dazu gehört Zeit und Ruhe. Ueberleg' dir, was für dich auf dem Spiele steht. Melisande, mein Kind, meine ich es denn schlecht mit dir?

Melisande. Nein, Mama, du meinst es auf deine Art ganz gut.

Charlotte. Und meine Art ist die richtige.

Melisande. Das denke ich von meiner auch.

Charlotte. Du bist ein Starrkopf.

Melisande. Das habe ich von dir.

Charlotte. Nun gut, wenn du schon auf mich nicht hören willst, tu mir die Liebe, und besprich dich noch mit anderen, ehe du ein- für allemal dein Glück verscherzest.

Melisande. Ich habe mich mit Papa, mit Onkel Gaston, mit Abbé Durand, mit dem Grafen selbst besprochen. Mit wem soll ich denn noch —?

Charlotte. Mit jemandem, der über den Dingen steht!

Melisande. Wie?

Charlotte. Wir alle sind doch mehr oder minder Partei. Es müßte jemand sein, der dir völlig unbefangen seinen Ratschlag erteilen kann, — ah, ich habe da einen sehr guten Einfall! Pater Raymond besucht mich heute vormittag —

Melisande (ihr in die Rede fallend). Was, ich soll mich mit Pater Raymond besprechen?

Charlotte. Warum denn nicht?

Melisande. Mit diesem Erzjesuiten, mit diesem —?!

Charlotte. Ich bitte mir aus, daß du von Pater Raymond in einem geziemenden Tone sprichst. Er ist mein Freund so gut wie Abbé Durand der deine, nur daß er aus etwas anderem Holze geschnitzt ist!

Melisande (empört und voll Hohn). O ja! Willst du mir übrigens einreden, daß dir der Einfall erst jetzt gekommen ist?! Pater Raymond war gestern mit beim Jour. Ihr habt gestern schon alles ausgeknobelt!

Charlotte (indigniert). Das Wort knobeln finde ich höchst deplaciert.

Melisande. Also sagen wir ausgebrütet.

Charlotte. Das ist noch deplacierter.

Blaise (von rechts eintretend). Seine Hochwürden Herr Pater Raymond bittet um die Ehre.

Melisande. Großartig! Das klappt ja wie auf dem Theater.

Charlotte (nachdem sie Melisanden durch einen strafenden Blick

Schweigen geboten, zu Blaise). Geleiten Sie den hochwürdigen Herrn in den gelben Salon, und sagen Sie, ich käme sofort.

Blaise. Sehr wohl, gnädige Frau. (Ab nach rechts.)

Charlotte (zu Melisande, kühl und überlegen). Du scheinst dir einzubilden, ich hätte mit Pater Raymond quasi ein Komplott gegen dich geschmiedet. Ich erspare es mir, dir darauf auch nur mit einem Worte zu entgegnen. Du brauchst auch mit Pater Raymond nicht zu sprechen, wenn du fürchtest —

Melisande (lebhaft). Was? Fürchten? Ich und fürchten? Nun rede ich gerade mit ihm! (Da sie an ihrer Mutter eine Miene der Genugtuung wahrnimmt, spöttisch fortfahrend.) Es kommt mir überhaupt nicht darauf an. Du kannst meinetwegen eine Volksversammlung einberufen. Zehn Sous Entree. Kinder und Militär zahlen die Hälfte. Zum Schluß wird abgestimmt. Die Majorität gewinnt. Auf allgemeines Verlangen heirate ich dann den Grafen Bréau!

Fernand und Gaston (lachen).

Charlotte (sehr entrüstet). Du bist und bleibst ein unmanierliches Geschöpf! (Zu Gaston.) Sie mit ihrem ewig lächerlichen Gesicht sind schuld daran — (zu Fernand) und du, der du dasitzst und kein Wort sagst, erst recht! (Ab nach rechts.)

Melisande (sieht ihr eine Weile verschmitzt nach, dann gemütsruhig). Da hätten wir wieder einmal alle drei unser Fett weg.

Gaston (lacht).

Fernand (ein wenig süßsauer). Ja.

Melisande. Was soll ich denn nun, Papa? Soll ich mit Pater Raymond reden?

Fernand. Wart' es nur noch ab. Mama kann dich ja rufen lassen.

Gaston. Erzähl' uns einstweilen, wie das heute früh bei deinem alten Abbé Durand war.

Melisande. Das war sehr einfach. Ich kam hin und sagte, was los war. Der Abbé ließ mich ruhig reden, und da packte ich denn aus. Wie ich ihm nun die Sache mit dem Kuß schildere, klopft er mir auf einmal auf die Schulter und sagt: „Ich weiß genug, mein Kind, ich weiß genug."

Fernand (belustigt). Weiter hat er nichts gesagt?

Melisande. Gelacht hat er noch. Als ich schließlich doch gerne einen Rat von ihm haben wollte, meinte er nur: „Hier kann dir niemand raten, hier brauchst du auch niemandem zu folgen als deinem Gefühl."

Gaston. Bravo!

Melisande. Gar so entzückt war ich nun eigentlich von dem Ratschlage nicht. Ich soll meinem Gefühl folgen! Leicht gesagt! Ich weiß selber nicht, was ich fühle. Ich kann Bréau von Herzen gut leiden, aber wenn ich an die Küsserei denke, wird mir einfach schwummrig. Halt, ich habe eine Idee! Könnte man bei der Verlobung nicht gütlich vereinbaren, daß er mich in der Ehe niemals mehr küssen dürfe?

Fernand. Wieselchen, du bist unbezahlbar!

Melisande. Oder glaubt ihr, daß man sich in der Ehe das Küssen nach und nach angewöhnt?

Gaston. Ich glaube eher, man gewöhnt es sich nach und nach ab.

Melisande. Ah?!

Gaston. Aber im Anfang, Wieselchen, da muß es doch anders sein. Da muß es einem schmecken, daß man gar nicht genug davon kriegen kann, und je mehr man schnabuliert, umso hungriger muß man werden!

Melisande. Das kann ich mir gar nicht denken. Das heißt früher, als ich noch keine praktischen Erfahrungen hatte, da habe ich es mir ja so ähnlich vorgestellt, aber seit gestern — übrigens, woher weißt du denn das so genau?! Du warst doch nie verheiratet.

Gaston. Das allerdings nicht, aber ich — ich war einmal verlobt.

Melisande. Du verlobt? Mit wem denn?

Gaston (in einiger Verlegenheit). Das — weiß ich nicht mehr

Melisande. Das weißt du nicht mehr?! Ja, wann war denn das?

Gaston. Vor Urzeiten. Da kannten wir uns noch gar nicht. Ich war ein blutjunger Bursch. Ach, das ist heute schon gar nicht mehr wahr.

Melisande (verschmitzt). Du scheinst dir aber doch manches recht gut gemerkt zu haben. (Blaise tritt von links ein.) Haha, da haben wir den Salat! (Zu Blaise, der sie verständnislos anschaut.) Nun red' schon, alter Sohn!

Blaise. Ich weiß nicht, was das gnädige Fräulein meint

Melisande. Mama schickt dich doch, mir zu sagen, daß Pater Raymond mich sprechen möchte?

Blaise. Nein. Der Briefträger ist da. Er hat einen eingeschriebenen Brief für den gnädigen Herrn —

Fernand. Für mich?

Blaise. Für den gnädigen Herrn Gaston von Beuzeville.

Gaston. Für mich? Einen eingeschriebenen Brief?

Blaise. Sehr wohl.

Gaston. Wo ist der Briefträger?

Blaise. Er wartet im Vestibül. Soll ich —?

Gaston. Nein, ich gehe gleich selbst. (Ab nach links.)

Blaise (zu Fernand). Der Inspektor vom Vorwerk ist auch eben gekommen und bittet den gnädigen Herrn zu sprechen.

Fernand. Hast du ihn in mein Arbeitszimmer geführt?

Blaise. Jawohl.

Fernand. Schön, ich komme gleich.

Blaise (ab).

Fernand. Adio, kleines Wieselchen! Wie wird denn das nun werden, wenn du das Küssen gar nicht mehr verträgst? Kriege ich denn hie und da noch einen Kuß?

Melisande (umarmt ihn herzhaft, küßt ihm rechts und links die Wange). Da! Du kannst kriegen so viel du willst, Papa. Aber das sind doch andere Küsse.

Fernand (nickt ihr lachend zu). Ja, das sind andere. (Ab nach links.)

Melisande (ihm nachsehend). Du lieber, guter Papa. Dir möchte ich jede Freude machen. (Sich langsam abwendend, nachdenklich.) Wenn ich doch bloß wüßte! (Bleibt in ihren Gedanken stehen.)

Pater Raymond (tritt, aus dem Garten herkommend, unhörbaren Schrittes ein. Er nimmt bei Betreten des Gemaches den Jesuitenhut ab, so daß sein kluges, etwas asketisches Gesicht mit hoher weißer Stirn und scharf ausgeschnittenen Winkeln im schwarzen Haar zur Geltung kommt. Er ist kein sogenannter Bösewicht, sondern ein verbindlicher, weltgewandter Mann, freilich ein Jesuit. Da Melisande ihn nicht gewahr wird, bleibt er erst eine Weile betrachtend stehen, dann tritt er langsam näher, bis dicht hinter sie, so daß sie erschrocken zusammenfährt. Er lächelt sie an). Habe ich Sie erschreckt, mein Kind?

Melisande. Natürlich! Wenn Sie so geschlichen kommen!

Pater (höflich). Ich bin nicht geschlichen gekommen. Es ist meine Art, so zu gehen. Ich trage seidene Schuhe. Jedenfalls wollte ich Sie nicht erschrecken.

Melisande. Ich bin ja auch nicht gleich in Ohnmacht gefallen, wie Sie sehen.

Pater. O, ich weiß, Sie sind eine sehr beherzte junge Dame. Aber nun lassen Sie sich endlich guten Tag sagen. (Bietet ihr die Hand.)

Melisande (schüttelt sie besonders fest). Guten Tag, Hochwürden.

Pater (mit etwas schmerzlicher Anerkennung). Was für einen kräftigen Händedruck Sie haben!

Melisande. Gott sei Dank, ja!

Pater (um sich blickend). Sie sind allein, mein Fräulein?

Melisande. Papa und Onkel Gaston wurden eben abgerufen. Soll ich vielleicht —?

Pater (rasch). O, ich werde die Herrn wohl später noch sehen. (Ueberaus freundlich.) Ihre liebe Frau Mama teilte mir mit, daß Sie mich gerne sprechen möchten.

Melisande. Dann hat sich meine liebe Frau Mama nicht ganz richtig ausgedrückt. Sie möchte gerne, daß ich mit Ihnen spreche. Das hat sie Ihnen übrigens schon gestern abend versetzt.

Pater (überrascht). Woher wissen Sie —?

Melisande. O, ich weiß gar nichts. Mama streitet es sogar ab. Aber ich kenne mich aus im Wurschtkessel.

Pater (als habe er nicht recht gehört). Wie bitte?

Melisande. Ich wollte sagen, ich lasse mich nicht dumm machen, was meine Mama zuweilen gerne möchte. Von Ihnen, Hochwürden, finde ich es aber sehr nett, daß Sie mir so offenherzig geantwortet haben. Das hatte ich eigentlich gar nicht erwartet.

Pater. Was hatten Sie denn erwartet?

Melisande (leicht verlegen). Ich, ich — darf ich Ihnen nicht einen Platz anbieten?

Pater. Sehr gerne. (Sie nehmen beide rechts vorne Platz.) Also was hatten Sie erwartet? Reden Sie nur ganz ungeniert.

Melisande (zögernd). Sie — Sie sind doch Jesuit.

Pater (vornehm). Ich habe das Glück und Ehre, es zu sein.

Melisande (fast bedauernd, aber beherzt aufrichtig). Ja, und sehen Sie, — ich habe für die Jesuiten herzlich wenig Sympathie.

Pater (artig, überlegen lächelnd). Mit dieser Empfindung dürften Sie nicht so vereinzelt dastehen.

Melisande (erstaunt). Ach, das wissen Sie?

Pater (wie zuvor). Aber ja!

Melisande (erleichtert, mit Humor). Na, dann ist es ja gut.

Pater (gut zuredend). Nun sagen Sie mir aber, mein freimütiges, kleines Fräulein, was haben Sie denn gegen uns einzuwenden?

Melisande. Jenun, ich — zum Beispiel, der alte Blaise sagt immer: „Hört mir bloß mit den Jesuiten auf! Das sind die rechten Brüder!“

Pater (verwundert). Wer ist der alte Blaise?

Melisande (lebhaft). Den kennen Sie doch! Unser Diener! Der dient schon über dreißig Jahre bei uns!

Pater. Das ist ja sehr ehrenvoll, aber ich glaube nicht, daß er die geeignete Persönlichkeit sein dürfte, Sie über die Ziele und Zwecke unseres Ordens aufzuklären.

Melisande. Onkel Gaston denkt auch nicht viel anders.

Pater (etwas süßsauer). Ihr Herr Onkel Gaston ist ein Sonderling, ein Freigeist —

Melisande. Das ist doch keine Schande.

Pater. Keineswegs. Ich weiß freie Geister durchaus zu schätzen, aber sie sind doch sehr mit Vorsicht zu genießen.

Melisande (ohne böse Absicht heraussprudelnd). Onkel Gaston sagt, die Jesuiten sind überhaupt nicht zu genießen.

Pater (sehr peinlich berührt). Oh —!

Melisande (weiter eifernd). Aber schlaue Köpfe wären sie! Das sagt er auch. „Gerissen“ hat er sogar gesagt. Und großartig organisiert wären sie. Jawohl! Wie ein richtiges Geschäftsunternehmen! Ihr Zentralbüro haben sie in Rom und überall, in allen Ländern, haben sie Filialen. Und das Geschäft geht glänzend!

Pater (der, immer starrer werdend, zugehört hat, erhebt sich, höflichen, aber eisigen Tones). Mein Fräulein, Sie nötigen mich nun doch wohl, unserer Unterredung vorzeitig ein Ende zu machen.

Melisande (hat sich mit ihm erhoben, naiv erschrocken). Ach Gott, nun sind Sie wohl böse?

Pater. Ja, soll ich vielleicht gar noch entzückt sein?

Melisande. Ich sollte Ihnen aber doch meine Meinung sagen!

Pater. Das haben Sie ja auch gründlich besorgt. Ich trage aber nun kein weiteres Verlangen —

Melisande (ehrlich bedauernd, mit Wärme). Nein nein, Hochwürden, ich bitte Sie um alles in der Welt, seien Sie mir nicht böse. (Faßt ihn am Aermel und zieht ihn auf seinen Sessel nieder.) Bitte, setzen Sie sich wieder, — bitte, bitte!

Pater (tadelnd, aber doch versöhnlich). Mein Kind, Sie müssen sich aber doch sagen —

Melisande (setzt sich auch und rückt ihm zutraulich näher). Jawohl; ich sage mir jetzt alles. Ich wahr sehr häßlich zu Ihnen, und Sie sind eigentlich sehr nett und rücksichtsvoll zu mir.

Pater (mit einiger Genugtuung). Wird Ihnen das nun endlich klar?

Melisande. Jawohl!

Pater. Ich gebe mir die allergrößte Mühe, Sie von meinem Zartgefühle zu überzeugen. Spüren Sie das nicht? Von dem, was der besondere Zweck meines Zusammenseins mit Ihnen ist, habe ich noch kein Wort geredet. Warum wohl nicht? Weil ich Ihnen vorerst zeigen wollte, daß ich für eine so diskrete Angelegenheit genug diskretes Empfinden besitze, vor allem aber, weil ich Ihr Vertrauen gewinnen wollte.

Melisande. Hören Sie, Hochwürden, damit hapert's. Sie gefallen mir ja jetzt ganz gut, wenigstens besser als früher, aber trauen, nehmen Sie es mir nicht übel, trauen tue ich Ihnen nicht.

Pater. Sie sind eine kleine Schelmin. Aber wollen wir nicht trotzdem versuchen, dem Wunsche Ihrer Frau Mutter Rechnung zu tragen, und uns einmal über die Frage unterhalten — (Erhebt sich, da von rechts, ziemlich eiligen Schrittes, Charlotte eintritt.) O, meine gnädige Frau, Sie kommen schon?! Ich habe mit Ihrem charmanten Töchterchen ein so anregendes Gespräch geführt, daß wir eben erst im Begriffe waren, zur Sache selbst —

Charlotte. Bemühen Sie sich nicht weiter, mein hochwürdiger Freund. Graf von Bréau schickt mir soeben einen Brief, worin er auf die Hand meiner Tochter Verzicht leistet und seinen Antrag zurücknimmt.

Pater (mit bedauerndem Pathos). Oh —!

Melisande (glückselig). Was? Er will mich nicht? Er will mich nicht?! Das ist ja großartig! Ach, wenn ich jetzt einen Purzelbaum schießen könnte! (Breitet vor Wonne die Arme weit aus.)

Charlotte (zum Pater, mit moralischer Entrüstung). Sehen Sie, das ist meine Tochter!

Melisande. Der gute Graf Bréau! Ich glaube, jetzt könnte ich ihm sogar einen Kuß geben. (Fliegt Fernand, der von links eintritt, an den Hals.) Papa, liebster Papa!

Fernand (perplex, sodaß er niemanden gewahr wird). Was ist denn los, Wieselchen?

Melisande. Denk' dir, er will mich nicht, er schreibt soeben an Mama, daß er seinen Heiratsantrag zurückzieht.

Fernand. Wer, der Graf Bréau?

Melisande. Jawohl! Ach, ich bin ja so glücklich!

Fernand. Na, Wieselchen, dann bin ich es auch.

Charlotte (außer sich). Dann ist er es auch. (Zum Pater, mit moralischer Entrüstung.) Sehen Sie, das ist mein Mann!

Fernand (überrascht). Ah — (Reicht dem Pater die Hand.) Hochwürden!

Pater. Herr von Beuzeville!

Fernand. Verzeihen Sie, ich sah Sie im ersten Augenblicke gar nicht —

Pater. Aber bitte —

Fernand. Das Mädelchen ist mir ja direkt ins Gesicht gesprungen.

Melisande. Ich könnte direkt in den Himmel springen!

Charlotte (pikiert). Beruhige dich schon. Gar so immens ist das Glück doch nicht, wenn man sitzen gelassen wird.

Melisande. Ich finde es wunderbar.

Fernand (um sich blickend, erstaunt). Sagt einmal, ist denn Gaston nicht hier?

Charlotte (immer noch pikiert). Wie du siehst, nein.

Fernand. Er hat mir eben sagen lassen, ich sollte unverzüglich hierher kommen, dich und Melisande hätte er auch rufen lassen, er hätte uns allen eine höchst wichtige und dringliche Mitteilung zu machen.

Charlotte. Ich weiß von nichts.

Gaston (von links lebhaften Schrittes eintretend). Kinder, da seid ihr ja! (Pater Raymond gewahrend.) Ah, sogar unter geistlicher Obhut! (Begrüßend.) Herr Pater Raymond!

Pater. Ich freue mich ungemein.

Gaston. Ich freue mich ebenso.

Pater. Nichtsdestoweniger werde ich mich aber den Herrschaften jetzt empfehlen.

Gaston (verbindlich). Aber nein, Hochwürden.

Pater. Wenn ich recht hörte, wollten Sie doch —

Gaston. Bitte, bleiben Sie ganz ungeniert. Ich habe zwar meinen Angehörigen eine familiäre Mitteilung zu machen, aber es handelt sich durchaus nicht um ein Geheimnis, im Gegenteil, die ganze Stadt wird sehr bald den regsten Anteil daran nehmen, und auch für Sie, Hochwürden, dürfte die Sache nicht ohne Interesse sein.

Pater (aufhorchend). Für mich?

Gaston. Ich denke doch. Die Sache ist nämlich die: Onkel Théophile in Châlons-sur-Marne ist gestorben.

(Kleine Pause. Man ist mehr verblüfft als erschrocken.)

Fernand (ehrlich aus sich heraus). Ich hätte beinahe gesagt: wenn's weiter nichts ist!

Melisande (erstaunt). Wer ist Onkel Théophile?

Gaston (belustigt). Ach, Wieselchen, du weißt von dem Manne gar nichts?

Fernand. Wir wissen doch selber nicht viel.

Gaston. Théophile Baron von Héricourt war, was man zu sagen pflegt, ein Onkel dritter Güte von uns.

Charlotte (ironisch). Jedenfalls hat er von der Verwandtschaft mit Ihnen einen ungemein ausgiebigen Gebrauch gemacht. Ich habe den Herrn überhaupt nie kennen gelernt.

Gaston. Ich habe ihn auch nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen. Da war ich acht Jahre alt. Aber hier, Herr Pater Raymond wird mehr von ihm wissen als wir alle. Onkel Théophile war ein eifriger Anhänger seines Ordens.

Pater. In der Tat ja, der Name Théophile von Héricourt ist mir wohlbekannt, und ich habe vor etwa zwei Jahren, als ich einen Konfrater von mir in Châlons besuchte, wiederholt den Vorzug gehabt, dem Herrn Baron persönlich zu begegnen. Ich muß sagen, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben des Geistes —

Gaston (mit trockener Betonung). Und des Portemonnaies.

Pater (gezwungen lächelnd). Auch das, ja.

Fernand. Ein kleiner Krösus war er. Er muß mindestens seine acht bis zehn Millionen hinterlassen haben.

Gaston. Zweiundzwanzig Millionen!

Fernand. Kolossal!

Melisande (belustigt). So viel gibt's ja gar nicht.

Gaston (Pater Raymond ansehend, mit Bedeutung). Ja, ja, Hochwürden!

Charlotte (mit großem Tone). Ah, ich verstehe! Man darf Sie beglückwünschen, Hochwürden!

Pater (mit gemeisterter Erregung). Wieso, ich — wieso —?

Charlotte. Ja, begreifen Sie denn nicht?! Die zweiundzwanzig Millionen hat Ihr Orden geerbt. (Zu Gaston.) Habe ich recht?

Gaston (behaglich). Nein. Die zweiundzwanzig Millionen habe ich geerbt!

Alle (total verblüfft). Was?!!

(Kleine Pause.)

Fernand (den Bann lösend). Donnerwetter!

Gaston (lachend). Das ist kein schlechter Schreck, was?

Charlotte (ihn wie ein Wnnder anstarrend). Das ganze Vermögen haben Sie — ganz allein Sie —?

Gaston. Ganz allein ich. Es tut mir furchtbar leid, ich würde von Herzen gern mit meinem einzigen Bruder redlich teilen, aber laut Testament ist mir das untersagt. (Zieht ein dickes Aktenkuvert aus der Brusttasche.) Hier habe ich alles schwarz auf weiß. Und völlig unanfechtbar. Soviel juristische Kenntnisse besitze ich noch. Onkel Théophile will nicht, daß sein Vermögen zersplittert werde. Wenn ich eine Teilung mit dir vornehmen wollte, Fernand, werde ich kaltgestellt, und alles erben die Jesuiten. Na, Hochwürden, das können Sie nicht gut von mir verlangen —

Pater (gezwungen lächelnd). Nein, ich bin Mensch genug.

Gaston. Es wäre auch gegen den Wunsch Onkel Théophiles. Er schreibt ausdrücklich in seinem — nebenbei bemerkt — höchst kuriosen Testamente, die Jesuiten sollten nach seinem Tode nichts mehr bekommen, sie hätten ihm schon bei Lebzeiten genug abgeknöpft.

Pater. Er war zeitweilig zu grotesken Scherzen aufgelegt, der selige Herr Baron. (Sehr artig zu Gaston.) Aber wie dem auch sei, ich beeile mich, Ihnen als erster meinen Glückwunsch auszusprechen.

Gaston. Wenn es Ihnen auch schwer fällt — (mit aufrichtiger Herzlichkeit) das ist wirklich sehr nett von Ihnen, und ich danke Ihnen bestens. (Schüttelt ihm die Hand.)

Melisande. Ich gratuliere dir auch, Onkel Gaston. Mir fällt es nicht schwer. Ich würde dir hundert Millionen gönnen.

Gaston (warm). Ach, Wieselchen!

Charlotte (mit Haltung). Selbstverständlich auch meinen Glückwunsch, Herr Schwager.

Fernand (treuherzig). Und den meinen. Das weißt du doch. Ich staune freilich —

Gaston. Ich staune wohl nicht? Ich dachte zuerst, ich lese nicht richtig, ich habe eine Halluzination —

Fernand. Wieso kommst denn gerade du dazu —?

Gaston (heiter). Wenn du das hörst, stellst du dich auf den Kopf und wackelst mit den Beinen! (Das Testament entfaltend.) Das muß ich euch einmal vorlesen. (Liest.) „Mein lieber Herr Neffe Gaston von Beuzeville! Wenn Sie dieses Schriftstück in den Händen halten, habe ich bereits das bessere Teil erwählt und liege unter der Erde —"

Fernand. Was? Begraben ist er auch schon?

Gaston (weiterlesend). „Ich will Ihnen nämlich die komische Rolle des tieftrauernden Leidtragenden ersparen."

Melisande. Der Mann gefällt mir immer besser.

Charlotte (tadelnd). Melisande!

Gaston. Paßt auf, nun kommt es! „Von allen Menschensorten, die auf diesem Planeten herumwimmeln, ist mir eine immer besonders zuwider gewesen, denn so oft ich mit ihr zu tun gehabt habe, hat sie mir Aufregung, Aerger und Zeitverlust gebracht. Diese Sorte Menschen sind — die Advokaten."

Fernand (muß lachen). Sehr gut!

Gaston (weiter lesend). „Sie, Herr Neffe, haben auch zu der Sorte gehört. Sie waren sogar auf dem Wege, ein ausgesucht raffiniertes Exemplar zu werden, und ich hatte Sie bereits regelrecht verflucht. Da schlug eines schönen Tages die Nachricht an mein Ohr, daß Sie zum Entsetzen aller guten Bürger und Bürgerinnen wie ein irrsinnig gewordener Hecht mitten aus dem nahrhaften Karpfenteich auf das trockene Land herausgeschnellt wären und gar noch einem Berufe huldigten, der Ihnen nichts einträgt. Seit diesem Tage habe ich Sie lieb, Herr Neffe Gaston, auch ohne Sie zu kennen. Ich fühle deutlich, Sie sind ein Wahlverwandter von mir, und da in meinen Augen nur diese Art Verwandtschaft Geltung hat, konstatiere ich, Sie sind mein einziger Verwandter, und ich setze Sie demzufolge zu

meinem Universalerben ein.“ — Was sagt ihr dazu? Das habe ich mir damals, als ich den Advokaten an den Nagel hing, wirklich nicht träumen lassen!

Charlotte (etwas zögernd). Und die Erbschaft kann Ihnen nicht streitig gemacht werden?

Gaston (vergnügt). Haben Sie keine Angst! Onkel Théophile hatte weder Weib noch Kind.

Charlotte. Sie sind ein Glückspilz.

Gaston. Bisher haben Sie mich immer mehr als Pechvogel behandelt. Aber nun laßt mich ernsthaft weiter reden. Ich muß heute noch abreisen, denn der Notar des Verstorbenen, der mir das Testament zugeschickt hat, bittet mich dringend, unverzüglich nach Châlons zu kommen. Es ist natürlich alles mögliche zu ordnen, ich habe einige Legate auszuzahlen und so weiter, kurzum, meine Zeit ist knapp, und ich möchte vorher auch hier noch Etliches ins Reine bringen. (Zu Fernand.) Lieber Bruder, in Gegenwart dieser drei Zeugen trete ich hiermit alle meine Besitzansprüche auf unser Stammgut Beuzeville an dich ab.

Fernand (zuerst freudigen Antlitzes, dann aber abwehrend). Aber nein, Gaston, nein —

Gaston (kurz und energisch). Kein nein und kein aber, bitte. Ich habe keine Zeit.

Fernand. Das geht doch nicht — das kannst du doch nicht — das nehme ich nicht an.

Gaston. Dann trete ich die Erbschaft nicht an.

Fernand. Du bist wohl nicht recht gescheit?

Gaston. Wie du mir, so ich dir. Dann erben die zweiundzwanzig Millionen die Jesuiten. Wenn du das durchaus willst —

Fernand. Nein, nein —! (Sich auf Pater Raymond besinnend.) Entschuldigen Sie.

Pater. Bitte sehr.

Gaston. Also abgemacht. Von diesem Augenblicke an bist du alleiniger Besitzer von Beuzeville.

Fernand (sprachlos vor Freude). Das — das ist ja —

Charlotte (in hellem Entzücken). Herr Schwager —!

Gaston (mit abweisender Handbewegung). Ich bin noch nicht fertig. — Zum zweiten mache ich eine Schenkung von einer Million in bar an — mein geliebtes Wieselchen, vielmehr an meine Stiefnichte Melisande, geborene von Rivet.

Melisande (hält wie unter einem Schreck jäh den Atem an).

Charlotte (Gaston anstarrend). Sie wollten —? Ist das Ihr Ernst?

Gaston. Sie haben dem Kind doch oft genug zum Vorwurf gemacht, daß es keine Mitgift hat. Das hört von heute ab auf. Von heute ab kann sie heiraten, wen sie will. (Zu Melisande, mit großer Herzlichkeit.) Einverstanden, Wieselchen?

Melisande (sieht ihn groß an, beinahe scheu). Du — du schenkst mir —?

Gaston (vergnügt). Eine Million — nicht mehr und nicht weniger.

Melisande (sieht ihn immer noch an, ringt mit hörbarem Atem nach Worten, preßt jählings die Hände gegen die Schläfen und läuft nach rechts davon aus dem Zimmer.)

(Kleine Pause allgemeiner Verblüfftheit.)

Fernand (nur erstaunt, nicht etwa empört). Was soll denn das heißen? Was fällt denn dem Wieselchen ein?

Charlotte (vorwurfsvoll). Wundert es dich? Mich nicht! Da hast du gleich einmal die Früchte deiner Erziehung. Das Mädchen weiß in keiner Lage, wie es sich zu benehmen hat. Sie werden gütigst verzeihen, lieber Herr Schwager.

Gaston (fast grob). Nein, ich verzeihe nicht —

Charlotte (erschrocken). O!

Gaston. Nämlich mir verzeihe ich nicht. Ich habe mich unter aller Kanone schlecht betragen. Täppisch und taktlos. Man wirft einem Menschen nicht mir nichts dir nichts eine Million an den Kopf.

Charlotte (nicht eben geistreich). Wie?

Gaston. Jawohl! Ich habe doch vorhin selber gespürt, wie einem so etwas in die Knochen fährt. Und das arme kleine Wieselchen hat in diesen Tagen gerade genug durchgemacht. Ich bitte mir aus, Frau Schwägerin, daß Sie ihr jeden Tadel ersparen, sonst nimmt sie mir womöglich die Million nicht an.

Charlotte (rasch). Sie ist noch nicht majorenn. (Mit etwas gespreizter Würde.) Was mich anbetrifft, so werde ich mein Einverständnis nicht vorenthalten.

Gaston (mit Humor). Sehen Sie, darum zu bitten hätte ich beinahe vergessen! (Zu Fernand.) Aber nun komm, Fernand, wir wollen gleich alles schriftlich miteinander festlegen.

Fernand. Das hat doch nicht solche Eile.

Gaston. Keine Widerrede. Anders tue ich es nicht, und früher reise ich nicht. (Sich von Pater Raymond verabschiedend. Hochwürden!

Pater. Herr von Beuzeville!

Fernand (sich ebenfalls verabschiedend). Auf Wiedersehen, Hochwürden!

Pater. Auf Wiedersehen!

(Fernand und Gaston ab nach links. Pater Raymond und Charlotte sehen sich eine Weile wortlos an mit Mienen, als wollten sie zueinander sagen: „Der Dumme hat das Glück".)

Charlotte (sanft). Sie schenken mir noch einen Augenblick, mein hochwürdiger Freund?

Pater. Wie Sie befehlen, meine gnädige Frau.

(Sie nehmen Platz.)

Charlotte. Das war ein ereignisreicher Vormittag, den Sie da heute bei uns miterlebt haben.

Pater (süßsauer). O ja.

Charlotte (beschämt). Mein Glückwunsch an Sie war leider etwas deplaciert.

Pater (artig). Aber bitte, ich kenne doch Ihre Gesinnung. Uebrigens ist ja auch so alles ganz nett und gut ausgegangen. Ihnen ist ein schöner Vorteil erwachsen, und meinen Freunden gönne ich von Herzen jeden Gewinn.

Charlotte. Wie edel!

Pater. Den Grafen von Bréau haben Sie wohl nun ziemlich verschmerzt?

Charlotte. Das möchte ich denn doch nicht sagen.

Pater (überaus verbindlich). Meine gnädige Freundin, würden Sie mir eine kleine Offenheit gestatten?

Charlotte. Ich bitte darum.

Pater. Nun ja — eh — für den Grafen Bréau hätte ich bei bestem Willen nicht allzuviel gute Worte aufbringen können. Sehen Sie, das ist ein Mann vom Schlage Ihres Herrn Schwagers Gaston, und wir wollen doch nicht verkennen, daß zwischen diesen Leuten und uns bedenkliche Divergenzen vorhanden sind.

Charlotte. Allerdings, ja —

Pater. Und darf ich noch weiter offen sein?

Charlotte. Ja ja, bitte —

Pater. Ich habe mich heute zum ersten Male etwas eingehender mit Ihrer Tochter Melisande unterhalten.

Charlotte. Sie hat Sie gewiß brüskiert?

Pater. Sie drückt sich zuweilen etwas — individuell aus, aber das schadet nichts. Wir sind schließlich sehr gut miteinander ausgekommen, und ich glaube, die richtige Methode, diese junge Dame zu behandeln, gefunden zu haben.

Charlotte. Sollte es wirklich eine Methode geben? Ich habe mich vergebens gemüht.

Pater. Fräulein Melisande hat ihr Köpfchen für sich.

Charlotte. O ja.

Pater. Und sie wird immer nach diesem Köpfchen handeln. Das Köpfchen wird umso härter werden, je mehr es sich nach fremdem Willen formen soll. Aber wenn man auf eine feine und geschickte Art, ohne die Absicht merken zu lassen, einen anderen Willen in dieses kapriziöse Köpfchen gleichsam hineinschmuggelt, so wird der fremde Wille darin sehr bald der eigene sein, und man hat gewonnen Spiel.

Charlotte (bewundernd). Ich staune, mein hochwürdiger Freund, über diesen erneuten Beweis Ihrer eminenten Klugheit. Ja ja, dies und nur dies ist der Weg, auf dem mit meinem leider so störrisch gearteten Kinde etwas auszurichten sein wird.

Pater. Und sollte Ihnen der Weg so schwer werden? Sie sind die geborene Diplomatin.

Charlotte (glücklich). Sie beschämen mich.

Pater. Wenn ich die Wahrheit sage?! Sie gäben die glänzendste Herrin für einen politischen Salon ab. O meine gnädige Frau, wie oft habe ich bedauert, Sie nicht auf einem Platze zu sehen, der Ihnen die volle Entfaltung Ihrer außergewöhnlichen Persönlichkeit gestattet!

Charlotte. Glauben Sie, ich habe dies nicht schon selbst bedauert?

Pater. In dieser Hinsicht hätte eine Verbindung mit Graf Bréau ja gute Dienste geleistet.

Charlotte. Das ist es ja! Zu Ihnen, mein Freund, kann ich ohne Rückhalt sprechen. Was ich an der Seite zweier Gatten vergeblich erstrebt habe, erhoffte ich mir nun vom Manne meines Kindes. War dies schnöde Selbstsucht? Wäre mein

Kind schlecht dabei gefahren? Sind Glanz und Erfolg auf die Dauer nicht weit bessere Fundamente für ein eheliches Glück als jene Gefühle, die ja doch verrauchen? Und das eine schließt doch das andere nicht aus! Habe ich also nicht das Schönste und Beste für mein Kind im Auge? Nicht wahr, Sie verstehen mich, mein Freund?

Pater. Wann hätte ich Sie nicht verstanden!

Charlotte (resigniert). Das alles ist aber nun endgiltig vorbei.

(Kleine Pause.)

Pater (mit Diplomatenlächeln). Meine verehrte gnädige Freundin, wenn ich Ihnen statt eines reichlichen Vierzigers, wie es Graf Bréau doch wohl ist, einen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren als Schwiegersohn zuführen könnte, und wenn es anstatt eines Grafen gar ein — Prinz wäre, was würden Sie dazu sagen?

Charlotte (ihn anstarrend). Sie wollten — Sie könnten —?!

Pater. Ich hätte die Möglichkeit an der Hand, ja.

Charlotte (entzückt). Ah!

Pater. Seit einigen Tagen weilt zu längerem Aufenthalte der junge Prinz von Solières in unserer Stadt. Der Name Solières dürfte Ihnen nicht fremd sein. Die Familie ist entfernt verwandt mit dem königlichen Hause der Bourbons.

Charlotte (förmlich andächtig). Das ist ja ganz außerordentlich —

Pater. Der Prinz ist auf ein halbes Jahr unserm Regierungsdepartement zugeteilt. Er soll die innere Verwaltung studieren. Später kehrt er zum äußeren Dienste, zur Diplomatie, zurück, und eine glänzende Laufbahn ist ihm sicher. Er machte mir gestern seinen Antrittsbesuch. Er war ehemals Zögling einer unserer Jesuitenkollegs und überbrachte mir einen Brief seiner Tante, der Frau Herzogin von Cluny, einer begeisterten Anhängerin unserer Gemeinschaft. Die Herzogin läßt zwischen den Zeilen durchblicken, daß man es in der Familie sympathisch begrüßen würde, wenn der junge Prinz hier vielleicht Gelegenheit fände, sich standesgemäß zu verheiraten.

Charlotte. Und da meinen Sie, daß meine Tochter —?

Pater. Warum denn nicht?

Charlotte. Mein Gott, wir sind vom einfachen Adel.

Stadtbibl. Lemberg Bibl.

Pater. Aber durchaus ebenbürtig. Der Prinz gehört keiner regierenden Linie an.

Charlotte. Immerhin —

Pater. Meine gnädige Freundin, Sie vergessen, daß Fräulein Melisande seit einer Viertelstunde über eine Mitgift von einer Million verfügt. So etwas fällt doch in die Wagschale, umsomehr als das Haus Solières nicht eben übermäßig mit materiellen Gütern gesegnet ist. Rechnen Sie dazu noch den persönlichen Charme Ihrer Tochter — die Sache ist so gut wie gemacht.

Charlotte. Das wäre ja ein Glück sondergleichen!

Pater. Aber denken Sie an die Methode! Es muß alles wie von ungefähr geschehen, ohne unser sichtbares Zutun.

Charlotte. Ich verstehe.

Pater. Der Prinz wird bei den Besuchen, die er abstattet, selbstverständlich nicht verfehlen, auch Ihnen seine Aufwartung zu machen. Das ergibt den natürlichen Anfang. Das Weitere muß dann ebenso unauffällig arrangiert werden. Man kann ja freilich nicht garantieren, aber ich habe einen gewissen Instinkt, der mich niemals trügt. Ich bin voll des besten Vertrauens. (Erhebt sich zum Aufbruch.)

Charlotte (überschwänglich). Wie soll ich Ihnen danken!

Pater (lächelnd). Gar nicht, denn wenn alles wird, wie wir es wünschen, so habe ich auch meinen kleinen Triumph. Ich gedenke aus dem jungen Prinzen Solières während seines hiesigen Aufenthaltes einen getreuen Vasallen unseres Ordens zu formen, und wenn er Fräulein Melisande heimführt, so wird dieses sonst so prächtige Menschenkind vor der bedenklichen freiheitlichen Entwicklung, zu der es neigt, bewahrt und dem heilsamen Bereiche unseres Einflusses zugeführt.

Charlotte. Wie würde ich mich darüber mit Ihnen freuen!

Pater. Schließlich ist auch der Gedanke nicht ganz unangenehm, daß auf solche Art von den verloren gegangenen Millionen doch wenigstens noch eine in die Hände eines Anhängers gerettet wird. Und nun gestatten Sie mir gütigst, mich für heute von Ihnen zu verabschieden. Gott mit Ihnen! (Führt ihre Hand in die Nähe seiner Lippen, ohne sie jedoch zu küssen.)

Charlotte. Ich geleite Sie, mein hochwürdiger Freund!

Pater (ihr artig den Vortritt anbietend). Nach Ihnen, meine gnädige Freundin!

Beide (ab nach links).

(Kleine Pause.)

Melisande (kommt aus dem Garten, blickt suchend um sich). Niemand hier? Wo stecken sie nur alle? (Zu Gaston, der von links ziemlich rasch eintritt.) Ah, Onkel Gaston, dich suchte ich gerade!

Gaston (freundlich). Was willst du denn?

Melisande (natürlich und herzlich). Lieber guter Onkel Gaston, bist du mir böse? Ich habe mich ja vorhin zu albern benommen, als ich so davongelaufen bin. (Ihn ernsthaft ansehend, mit durchzitterndem Gefühl.) Aber weißt du, warum ich es getan habe? Weil mir die Tränen in die Augen geschossen sind, daß ich sie nicht mehr zurückhalten konnte. Und ich wollte dir doch nichts vorheulen für deine Herzensgüte.

Gaston. Was hast du denn zu heulen gehabt?

Melisande. Das fragst du? Weißt du denn nicht, was du mir geschenkt hast? Die Freiheit! Das Recht, über mich zu verfügen wie ich will! Das Glück, nie mehr hören zu müssen: „du kannst froh sein, wenn du überhaupt jemals geheiratet wirst!“ Weißt du das alles nicht?!

Gaston (gütig und lächelnd). Natürlich weiß ich es, Wieselchen. Und ich habe es doch auch so gewollt.

Melisande (glücklich). Ach du —! (Dann mit Plaudereifer.) Siehst du, im ersten Augenblick war mir das zu viel. Es war, als ob ich ins Wasser geplumpst wäre und die Wellen über meinem Kopfe zusammenschlügen. Aber nun bin ich glücklich wieder hoch, habe mir das Wasser aus den Augen gewischt und schaue unverschämt wie immer in die Welt.

Gaston. So ist's recht!

Melisande. Ich bin eben eine höchst realistische Natur.

Gaston. Ja, dafür habe ich dich immer gehalten.

Melisande. Ich habe natürlich auch schon kalkuliert, was ich mir jetzt alles leisten werde.

Gaston. Was wirst du dir denn leisten?

Melisande. Nobel werde ich vor allem sein. Die Armen kriegen dreimal so viel Almosen als bisher. Abbé Durand bekommt eine Stiftung für seine Waisenkinder, und die Heiligen in seiner Kirche lasse ich neu anstreichen.

Gaston. Sehr schön! Und du selbst?

Melisande. O, ich werde schon auch nicht zu kurz kommen. Der Toilettenetat wird standesgemäß erhöht. Du, ich glaube, es ist doch ein sehr angenehmes Gefühl, (sich dabei unbewußt lockend in weiblicher Anmut dehnend) einmal so eine recht süße, schmiegsame, elegante Robe am eigenen Leibe bewundern zu können. (Erstaunt.) Was guckst du mich denn so an, Onkel Gaston?

Gaston (leicht verwirrt). Ich — ich guck' dich ja gar nicht an. (Ausweichend.) Was wirst du dir denn sonst noch gönnen?

Melisande (kurz überlegend). O — ein neues Reitpferd! Eine schöne Reise! (Lustig.) Und nur noch die allerfeinsten Bonbons!

Gaston (lachend). Das ist die Hauptsache!

Melisande. Lach' mich nur aus. Es geniert mich gar nicht. Ach, es ist doch eine himmlische Wonne, sich auf einmal alle seine Wünsche erfüllen zu können. (Sich jäh besinnend, lebhaft.) Und wem verdanke ich das alles? Dir, dir, dir!! (Fliegt Gaston an den Hals, küßt ihn ungestüm ab.) Du lieber, guter, goldener Onkel Gaston!

Gaston (steht im ersten Augenblicke überrumpelt und widerstandslos da, macht sich dann hastig aus der Umarmung los, ziemlich heftig und ärgerlich). Laß das — ich bitte dich ein- für allemal, das zu unterlassen.

Melisande (höchst verwundert). Was hast du denn?

Gaston. Ich habe dir neulich schon einmal klar gemacht, daß sich das nicht schickt.

Melisande. Ich wollte ja nur — (will ihn streicheln) sei lieb, Onkelchen —

Gaston (fährt sie an). Rühr' mich nicht an!

Melisande (betroffen). O Gott —!

Gaston (gemäßigt, sein Benehmen durch einen erzieherischen Ton erklären wollend). Nimm es mir nicht übel, aber du — du mußt dir das abgewöhnen. Es geht nicht. Es geht unter keinen Umständen! Und im Uebrigen habe ich jetzt keine Zeit mehr. Ich muß abreisen. Meine Koffer werden schon gepackt. In einer Stunde geht mein Zug. Es ist die allerhöchste Zeit! (Geht eilends nach links ab.)

Melisande. So renn doch nicht so fort! So renn doch nicht — (will ihm nach, hemmt aber den Schritt, schüttelt verständnislos den Kopf) was hat das nur zu bedeuten? Ich verstehe die Menschen nicht mehr. (Steht noch eine kleine Weile, will sich zum Gehen wenden,

als Blaise von rechts eintritt; sie weist mit dem Zeigefinger auf ihn, sehr lebhaft und kategorisch). Ah, du kommst mir gerade recht. Bleib stehn! Mach' die Arme breit!

Blaise (ist verblüfft stehen geblieben). Was soll ich?

Melisande. Die Arme ausbreiten! So! (Macht es ihm vor.) Hörst du denn nicht?!

Blaise. Jawohl, ich — (Breitet gehorsam die Arme aus.)

Melisande (ihrem Gefühle Luft machend). Herrgottnoch einmal, irgend jemand muß ich doch jetzt umarmen!

Charlotte (tritt von links ein, prallt entsetzt zurück). Melisande!!

(Vorhang.)

Dritter Akt.

Arbeitszimmer Gastons, im ersten Stock gelegen. In der Hintergrundwand links eine Tür, die in das Treppenhaus führt; rechts ein großes Fenster, dessen beide Flügel geöffnet sind. Mit der Längsseite rechtwinklig zum Fenster steht ein großer Schreibtisch nebst Arbeitsstuhl; an der Querseite des Schreibtisches ein Klubsessel. In der Mitte der linken Seitenwand ein Kamin; rechts und links davon Bücherregale In der Nähe, willkürlich aufgestellt, eine Chaiselongue mit niedrigem Rauchtischchen. An der rechten Seitenwand hinten ebenfalls ein Bücherregal; vorne eine Tür. Auf den Regalen antike Vasen, Bronzen, das Modell eines Segelschiffes, ein Globus. Alte Gemälde. Auf dem Schreibtisch eine elektrische Lampe mit rotem Schirm. Von der Decke herab ein altmodischer Messingkronleuchter mit elektrischen Kerzen. Das Gemach ist von der Stimmung eines behaglichen Gelehrtenzimmers erfüllt.

Zu Aktbeginn ist die Szene leer. Man sieht durch das offene Fenster rechts hinten den sternflimmernden Nachthimmel. Alles übrige liegt ungewiß im Dunklen. Nach einer Weile wird die Türe links hinten geöffnet. Zuerst tritt **Blaise** ein, dann **Gaston,** zuletzt **zwei Gepäckträger** vom Bahnhof, die einen großen Koffer und etliche kleine Gepäckstücke hereintragen.

Blaise (an der Tür den elektrischen Schalter suchend). Ein Augenblickchen, gnädiger Herr. Ich habe gleich Licht gemacht — (schaltet ein) sooo!

Gaston (in Reisemantel und Reiseanzug, munter und frisch aussehend). Schön, mein alter Blaise.

Blaise. Die Koffer sollen doch gleich nebenan geschafft werden? (Deutet auf die Türe rechts vorne.)

Gaston. Jawohl.

(Die Gepäckträger tragen die Koffer nach rechts hinaus.)

Blaise. Und ich darf Mantel und Mütze abnehmen?

Gaston. Ja, das darfst du. (Gibt ihm Reisemantel und Reisemütze, die Blaise, nach rechts abgehend, mit sich nimmt, blickt, allein geblieben, um sich, wie man nach längerer Abwesenheit bei der Heimkehr einen altvertrauten Raum mustert.) Also, da wären wir wieder! (Zu Blaise, der mit den beiden Gepäckträgern von rechts wieder eintritt.) Fertig?

Blaise. Jawohl, gnädiger Herr!

Gaston (zu den Gepäckträgern). Kommen Sie her! (Gibt jedem ein ansehnliches Geldstück.) Es ist gut.

Die beiden Gepäckträger (zuerst verblüfft, dann freudestrahlend und sichtlich bewegt). Danke schön, Herr Baron, danke schön! (Unter wiederholtem freudigen Kopfnicken nach links hinten ab.)

Gaston. Nun komm her, Blaise, laß dir die Hand schütteln!

Blaise (während ihm Gaston kräftig die Rechte schüttelt). Ach, ist das eine Freude, daß der gnädige Herr endlich wieder da ist!

Gaston. Ich war lange fort, nicht wahr?

Blaise. Fast ein halbes Jahr!

Gaston. Das hätte ich selber nicht gedacht, als ich damals nach Châlons abfuhr, daß ich gleich so lange wegbleiben würde. Aber wenn man erst einmal ins Reisen kommt, da vergehen die Wochen wie die Tage.

Blaise. Daß der gnädige Herr aber so plötzlich und unerwartet zurückgekommen ist! Und gerade heute, wo wir die große Gesellschaft haben! Nichts ist vorbereitet. Nicht einmal ein bißchen angeheizt habe ich. O Gott, das Fenster steht auch noch offen! (Während er es schließt.) Sonst habe ich es immer schon gegen Abend zugemacht, aber heute bei der Unruhe und dem Trubel —

Gaston. Wieviel Personen sind denn da?

Blaise. An die siebzig.

Gaston. So so. Feiert ihr öfter solche Feste?

Blaise. Nein! Heute ist es das erste Mal —

Gaston. Und dazu muß ich gerade hereinschneien!

Blaise. Die Herrschaften sitzen noch bei der Tafel, aber es wird wohl jeden Augenblick zu Ende sein. Gerade wie der gnädige Herr ankamen, wurde der letzte Gang aufgetragen. Ich werde jetzt gleich hinuntergehen und melden —

Gaston. Daß du dich nicht unterstehst! Du denkst wohl, ich werde heute noch in den Frack kriechen und siebzig Menschen Pfötchen geben? Lieber setze ich mich noch einmal auf die Eisenbahn.

Blaise. Ja, aber —

Gaston. Ich bin einfach noch nicht angekommen. Warum soll ich denn à tout prix das Fest stören? Das Fest soll mich aber auch nicht stören. Ich bleibe still hier oben, und du machst nun, daß du hinunterkommst und hältst reinen Mund, verstanden!

Blaise (zögernd). Jawohl, gnädiger Herr, aber —

Gaston. Was denn noch?

Blaise. Der Bastien und die Lisette haben den gnädigen Herrn doch vorhin auch mit ankommen sehen, und weil es doch eine so große Freude und Ueberraschung ist, werden sie es vielleicht schon weiter gesagt haben.

Gaston. Dann soll sie der Teufel holen!

Fernand (im Frackanzug, reißt die Türe links hinten auf). Gaston!

Gaston (mit komischem Ingrimm). Na also!

Fernand (eilt auf ihn zu, streckt ihm beide Hände entgegen, mit innigster Freude). Gaston, du bist wieder da!

Gaston (wie zuvor). Jawohl, ich bin wieder da!

Blaise (schleicht nach links hinten davon).

Fernand. Willkommen, lieber Bruder, von Herzen willkommen!

Gaston. Ich danke dir, Fernand.

Fernand (ihn liebevoll musternd). Laß dich einmal ansehen! Wie siehst du denn aus? Vorzüglich, großartig, ordentlich verjüngt.

Gaston (lachend). Na na!

Fernand. Du alter Ausreißer du! Uns so lange im Stich zu lassen! Nahezu sechs Monate!

Gaston. Ich weiß selber nicht, wie das gekommen ist. Mich befiel auf einmal das große Reisefieber, und da bin ich eben losgegondelt. Aber reden wir nicht so viel von mir! Wie ist es denn hier immer gegangen? Gut?

Fernand (freudestrahlend). Ausgezeichnet! Ach, Gaston, ich bin dir ja so dankbar.

Gaston. Fängst du schon wieder an?

Fernand. Ich muß doch. (Voller Eifer.) Es ist doch ein ganz anderes Schaffen, seit durch dein großmütiges Geschenk Beuzeville allein mein Besitztum geworden ist! Man hat die Arme frei, es geht alles viel flotter vorwärts. Ich bin unternehmend geworden! Ich baue an einer neuen großartigen Stallanlage für das Großvieh und habe noch manchen anderen Plan im Kopf.

Gaston (herzlich erfreut). Du schäumst ja förmlich über vor Tatendrang.

Fernand (weiter eifernd). Zu Hause ist es jetzt auch gemütlicher als früher. Charlotte ist viel umgänglicher geworden.

Gaston. Sie fühlt sich als vollwertige Gutsherrin wahrscheinlich doppelt so wohl wie als halbwertige.

Fernand (lachend). Richtig!

Gaston. Ich habe es dir ja immer gesagt, deine Frau litt am ungestillten Ehrgeiz. Wenn du dich bei Gelegenheit vielleicht nun auch noch zum Deputierten wählen läßt, so endigt ihr beiden noch einmal als Turteltauben.

Fernand (mit Humor). Wenn auch das nicht — ich bin auch so schon mehr als zufrieden. (Dann sehr erstaunt.) Und nach dem Wieselchen frägst du gar nicht?!

Gaston (ein wenig gekünstelt, lebhaft). Aber ja, freilich, selbstverständlich!

Fernand. Bitte sehr, ich habe dich erst daran erinnern müssen.

Gaston. Nun ja — also was macht sie denn, die Kleine?

Fernand (warm). Sie blüht wie ein Frühlingsbäumchen und — sie ist die Alte geblieben, trotz der Million.

Gaston (mit echter Freude). Wirklich?

Fernand. Ja. Manchmal will es mir scheinen, als sei sie ein wenig reifer geworden und demzufolge ein wenig stiller, aber ihr Humor quillt doch noch frisch wie am ersten Tag.

Gaston. So?

Fernand. Ihr Geld weiß sie übrigens mit Grandezza auszugeben. Ohne zu vergeuden! Es steckt eben Stil in dem Mädel, kurzum, sie ist und bleibt unser Wieselchen.

Gaston (nachdem er freudigen Antlitzes zugehört, plötzlich gleichgiltig und konventionell). Entschuldige, wenn ich abschweife, aber du — du möchtest wohl nun wieder zu deinen Gästen gehen?

Fernand. So eilig ist das nicht. Es wird jetzt Kaffee und Likör serviert und geraucht. In dieser Verdauungspause ist der Hausherr gut entbehrlich. Außerdem kommst du doch mit hinunter.

Gaston. Ich denke nicht daran.

Fernand. Aber ja, Gaston!

Gaston. Nein, nein, keinesfalls!

Fernand. Weshalb denn nicht?

Gaston. Ich — nimm es mir nicht übel, aber ich habe keine Luft. Es wäre mir direkt eine Qual.

Fernand. Wie du willst. Aber es tut mir sehr leid. Und was wird meine Frau dazu sagen? Sie weiß natürlich schon, daß du da bist.

Gaston. Sie weiß auch schon —?

Fernand (eifrig). Ja freilich, und sie wollte —

Charlotte (in großer Gesellschaftstoilette, reißt ähnlich wie zuvor Fernand die Türe links hinten auf, mit pathetischem Entzücken). Herr Schwager Gaston!

Gaston. Auch das noch — (Sich rasch verbessernd, ihr entgegengehend.) Auch Sie, Frau Schwägerin, beehren mich —! (Ausgiebiges Händeschütteln.)

Charlotte (äußerst liebenswürdig). Ich werde es mir doch nicht nehmen lassen, Ihnen nach so langer Trennung so bald als möglich guten Tag zu sagen, oder vielmehr guten Abend.

Gaston. Sehr richtig, guten Abend! Ich habe den Augenblick meiner Heimkehr nicht gerade übermäßig talentvoll gewählt.

Charlotte. Das wollte ich damit nicht sagen.

Gaston. Bitte sehr, aber es ist doch so.

Charlotte. Ich staunte nur, daß Sie schon hier sind. Gestern hatten wir noch eine Karte von Ihnen aus Nizza. Sie scheinen Knall und Fall gereist zu sein.

Gaston. Ich bin ohne Unterbrechung durchgefahren. Mit dem Reisefieber ist das bei mir so eine Sache. Genau so akut wie es kommt geht es. Aber vierundzwanzig Stunden hätte ich mich schon noch beherrschen können.

Charlotte. Ich finde, Sie hätten keinen besseren Augenblick für Ihre Heimkehr wählen können. Ich habe es unseren Gästen schon erzählt —

Gaston. Ah?!

Charlotte. Jawohl, und alles brennt vor Erwartung, Sie zu sehen.

Gaston. Das haben Sie sehr schön gemacht!

Charlotte. Wie, bitte?

Fernand. Er will sich nämlich nicht sehen lassen.

Charlotte. Er will nicht? Aber —!

Gaston. Ich fühle mich nicht recht disponiert. Ich bin abgespannt.

Charlotte. Sie sehen gerade so aus. Nein, nein, Herr Schwager, —

Gaston. Mein Frack liegt tiefunterst im Koffer.

Charlotte. Wer wird unter so besonderen Umständen einen Frack von Ihnen verlangen! Sie sind von vornherein dispensiert. Sie kommen, wie Sie sind, in Ihrem Reisedreß, das Sie, nebenbei bemerkt, vortrefflich kleidet.

Gaston. Sie ehren mich außerordentlich, aber ich bedaure trotzdem —

Charlotte. Wissen Sie, lieber Herr Schwager, daß Sie seit Monaten immer und immer wieder das Gespräch der Stadt bilden? Niemand hat Sie noch gesehen, seitdem Sie zwanzigfacher Millionär sind.

Gaston. Ist dadurch etwas Besonderes an einem zu sehen?

Charlotte. Mon dieu, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen. Einen gewissen Nimbus haben Sie doch jedenfalls bekommen.

Gaston. Ich möchte einmal den Menschen sehen, der bei einem Vermögen von zwanzig Millionen keinen Nimbus hat.

Charlotte. Außerdem sind Sie von jeher ein Mann gewesen, für den sich die Gesellschaft interessierte.

Gaston (bescheiden). O —!

Charlotte. Zu alledem kommt noch der eminente Eindruck, den Sie mit Ihrem freigebigen Geschenk an meine Tochter Melisande gemacht haben. Wo gibt es einen Onkel, der seiner Nichte, die nicht einmal seine Nichte ist, ohne Weiteres eine Million spendiert?

Gaston. Das weiß auch die ganze Stadt? (Aergerlich.) Ja, haben Sie es denn öffentlich ausposaunen lassen?

Charlotte. Erlauben Sie, Herr Schwager, das ist Ihre eigene Schuld.

Fernand. Das muß ich auch sagen. Du hast doch damals deine Schenkung an Wieselchen in Gegenwart von Pater Raymond gemacht.

Gaston. Allerdings ja, und der hochwürdige Schwätzer wird freilich kein Beichtgeheimnis daraus gemacht haben. Aber deswegen brauche ich mich doch jetzt nicht Euern Gästen als Nachtisch in pikanter Sauce servieren zu lassen.

Charlotte (unentwegt liebenswürdig). Ich dachte, es würde Ihnen Freude machen. Schon um auch einmal zu sehen, wie Melisande sich in Gesellschaft gibt. Sie hat sich sehr nett herausgemacht, in jeder Beziehnng, nicht wahr, Fernand?

Fernand. Ja, ja, ich sagte ihm auch schon —

Charlotte. Ein Kleidchen trägt sie heute, darin sieht sie einfach süß aus.

Fernand. Zum Anbeißen!

Gaston (nervös). So so —

Charlotte. Und auch sonst, ich muß sagen, ich bin recht zufrieden mit ihr. Ihre etwas stark natürliche Art wird sie ja wohl nie ganz ablegen —

Gaston. Das fehlte auch gerade noch.

Charlotte. Aber sie entzückt allgemein. Von allen Seiten wird sie ausgezeichnet, mit Einladungen wird sie geradezu überhäuft —

Gaston. Das Geld ist doch ekelhaft. Oder die Menschen. Darüber bin ich mir noch nicht ganz klar.

Charlotte. Wie meinen Sie das?

Gaston. Früher, ohne den materiellen Glorienschein, hat doch die Gesellschaft nicht so viel Aufhebens von Ihrer Tochter Melisande gemacht.

Charlotte. Sie wird doch jetzt erst richtig in die Gesellschaft eingeführt. Trotzdem hat sie bereits einen ganzen Troß von Anbetern.

Gaston. Das kann ich mir denken.

Fernand. Aber sie wird ganz gut damit fertig. Komm doch mit hinunter, Gaston, sieh es dir einmal mit eigenen Augen an.

Gaston. Ich danke ergebenst. Aber geht ihr doch, bitte, haltet euch meinetwegen nicht mehr auf. Es muß doch auffallen, wenn ihr so lange wegbleibt.

Charlotte. Lieber Herr Schwager, wenn Sie durchaus nicht wollen — aber ehe wir gehen, meine ich, möchten wir Ihnen doch noch etwas mitteilen.

Gaston (aufhorchend). Ich höre, bitte.

Charlotte (ein wenig zögernd). Mit unserer heutigen Gesellschaft hat es nämlich eine besondere Bewandtnis.

Gaston. Inwiefern?

Charlotte. Ja — also — Melisande dürfte sich heute noch verloben.

Gaston (leicht zusammenzuckend). Ah! — (Sich sofort fassend, durchaus verbindlich.) Das ist allerdings eine überraschende Mitteilung.

Charlotte. Wir können es zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber wir denken doch —

Fernand. Ja, es sieht stark danach aus.

Charlotte. Und da möchten wir Sie als den Stifter des Glückes doch nicht in Unkenntnis lassen —

Gaston. Sehr gütig — und — wer ist der — der Betreffende?

Charlotte (nicht ohne Triumph). Ein Prinz von Solières!

Gaston. Ein Prinz, o —!

Charlotte. Jawohl, Prinz Gustave Philippe Alphonse von Solières. Das Haus Solières ist Ihnen gewiß bekannt. Ein Zweig ist direkt verwandt mit dem königlichen Hause Bourbon. Der Urgroßonkel des Prinzen —

Gaston. Sie wissen wohl die Familienchronik bis zu Karl dem Großen schon auswendig?

Charlotte. Ich wollte Ihnen nur erklären —

Gaston (etwas gröblich). Danke, ich habe vollauf genug.

Charlotte. Ich verstehe nicht —

Gaston. Also haben Sie es glücklich erreicht, Frau Schwägerin?!

Charlotte. Was denn erreicht?

Gaston. Wir wollen uns doch keine Komödie vorspielen. Früher, so lange das Wieselchen ein armes Schluckerchen war, tat es zur Not ein abgetakelter Graf, jetzt, wo sie Geld hat, muß es mindestens ein ramponierter Prinz sein.

Charlotte (entsetzt). Ein ramponierter Prinz!

Gaston. Aber allerhand Hochachtung! Sie verstehen es. Eigentlich sollten Sie die Landwirtschaft aufgeben und ein Heiratsbureau aufmachen!

Charlotte (indigniert). Liebenswürdiger sind Sie auf Ihrer Reise eben nicht geworden.

Fernand (beschwichtigend). Lieber Gaston, nichts für ungut, aber du tust meiner Frau sehr unrecht.

Gaston (kurz auflachend). So!

Fernand. Charlotte hat sich auch nicht mit einem Worte in die Angelegenheit zwischen Wieselchen und dem Prinzen gedrängt. Es hat sich alles ganz von selber entwickelt, und da du auf den Grafen Bréau anspielteſt, der Prinz ist durchaus kein älterer Mann wie dieser, im Gegenteil, er zählt ganze dreiundzwanzig Jahre. Er ist Diplomat und studiert hier den inneren Dienst, und ich kann dir nur sagen, er macht auch auf mich den denkbar günstigsten Eindruck.

Gaston (hat, immer ernster und ruhiger werdend, aufmerksam zugehört). So so — dann freilich — (gemessen höflich) entschuldigen Sie, Frau Schwägerin.

Charlotte (sofort versöhnt). Aber bitte, ich weiß ja, Sie meinen es nie böse.

Blaise (ist von links hinten eingetreten). Verzeihen die gnädigen Herrschaften, aber Monsieur Cacadou hat schon zweimal angefragt, ob er mit der Tanzmusik beginnen könnte.

Gaston (rasch). Da seht ihr, es ist höchste Zeit, daß ihr geht. Man vermißt euch offenbar schon.

Charlotte. Ich glaube auch, wir müssen jetzt hinunter.

Fernand. Ja ja. Blaise kann aber zu deiner Verfügung hier bleiben, (zu Charlotte) oder wird er noch gebraucht?

Charlotte. Nein, keineswegs. (Zu Blaise.) Sie haben gehört, Blaise?

Blaise. Sehr wohl, gnädige Frau. Ich werde alles besorgen. (Geht ab nach rechts.)

Charlotte. Ich dringe nicht weiter in Sie, Herr Schwager, obwohl ich Sie gerne mit dem Prinzen bekannt machen und Sie überzeugen möchte —

Gaston (kühl). Ich bin schon überzeugt.

Fernand. Vielleicht kommst du doch noch, Gaston. Auf Wiedersehen. (Mit Charlotte nach links hinten ab.)

Gaston (hat sie bis an die Türe geleitet, kehrt ins Zimmer zurück, hemmt den Schritt, blickt nachsinnend vor sich hin). So so — (Bleibt noch eine Weile stehen, gibt sich dann einen Ruck, wie wenn er etwas abschütteln wollte.) Na! — (Geht an die Türe rechts, ruft in das Nebenzimmer.) Blaise! (Wartet, bis Blaise im Türrahmen erscheint.) Was machst du denn da drüben?

Blaise. Ich packe die Koffer aus, gnädiger Herr.

Gaston (zerstreut). Ach so, ja — ja. (Als Blaise die Tür wieder zugemacht hat, kopfschüttelnd.) Wozu eigentlich? Was will ich

noch hier? Es ist ja alles ganz anders geworden. (Da es klopft, unwillig auffahrend.) Was gibt es denn schon wieder? Herein!

Melisande (in einem erlesenen, aber geschmackvoll einfachen, jungmädchenhaften Gesellschaftskleide, tritt von links hinten ein, mit heller Freude). Onkel Gaston! (Will auf ihn zustürzen, besinnt sich aber nach zwei Schritten anders und bleibt stehen.)

Gaston (halb freudig, halb verwundert). Wieselchen!

(Kleine Pause.)

Melisande (festen Schrittes auf ihn zuschreitend, ihm die Hand entgegenhaltend und ihm frei ins Gesicht blickend). Grüß dich Gott, lieber Onkel Gaston.

Gaston (herzlich). Guten Tag, mein Kind.

(Eine gedämpfte, ballmäßige Streichmusik beginnt. Polonaise.)

Melisande. Es ist schön, daß du wieder da bist.

Gaston (jäh verändert, kurz und kühl). Findest du? Nun ja! Aber sag' einmal, was willst du denn hier oben? Ihr habt doch unten Gesellschaft. Du mußt jetzt tanzen.

Melisande (in ihrem bekannten Tone). Ich muß gar nicht. Ich habe gehört, daß du zurückgekommen bist, und da wollte ich dich doch auch begrüßen. Ich habe schon eine ganze Weile auf der Lauer gelegen. Die Eltern sind ja gräßlich lange bei dir gewesen. (Da Gaston stumm und unbeweglich dasteht, etwas unsicher werdend.) Du — du weißt wohl schon alles?

Gaston (achselzuckend). Was nennst du alles wissen?

Melisande (rund heraus). Gott, daß es einen Prinzen von Solières gibt, und daß ich mich höchstwahrscheinlich mit ihm verloben werde.

Gaston. Also ist es wahr?

Melisande. Ja, es ist wahr.

(Kleine Pause.)

Gaston (sachlich ruhig). Nun, du bist freie Herrin über dich und dein Vermögen. Ich nehme an, daß du dir die Sache reiflich überlegt hast.

Melisande. Was gibt es da groß zu überlegen? Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als den Mann zu heiraten.

Gaston. Was?!

Melisande. Nun ja — ich muß.

Gaston (entsetzt). Du mußt?!

Melisande. Ich weiß mir sonst keinen Rat.

Gaston (fast schreiend). Wieselchen! (Da sie ihn höchst betroffen anstarrt, etwas gemäßigter.) Wieselchen, das ist ja ganz ungeheuerlich.

Melisande (leichthin). Ja, ja, so einfach ist die Chose nicht.

Gaston (kopfschüttelnd). Du sagst das aber in einem Tone — bist du dir der Schwere des Falles denn gar nicht bewußt?

Melisande. O doch.

Gaston. Ja, aber dann begreife ich nicht — (Bricht ab, preßt einen Augenblick die Hand gegen seine Stirne.) Die Eltern haben natürlich keine Ahnung?

Melisande. Nein, ich wollte mich lieber dir anvertrauen.

Gaston. Nun ja — (Schüttelt wieder den Kopf, dann eindringlich.) Sag mir um alles in der Welt, Kind, wie konnte denn das geschehen? Hast du dich sinnlos verliebt?

Melisande. Von Liebe ist keine Rede.

Gaston. Was?! Du liebst ihn nicht einmal?

Melisande. Du weißt doch, daß ich überhaupt nicht lieben kann.

Gaston. Ja, aber wie konntest du denn dann —?

Melisande. Er wollte es von Anfang an.

Gaston. Er wollte, und da hast du — (loswetternd). Ja, Himmelkreuzdonnerwetter!

Melisande (halb erschrocken, halb erstaunt). Was ist denn los, Onkel Gaston? Was schreist du denn so?

Gaston (empört). Alles was recht ist, ich bin gewiß kein Säulenheiliger, aber es gibt doch Grenzen!

Melisande. Ja, ja, ich bin vielleicht ein bißchen zu weit gegangen.

Gaston (wie zuvor). „Vielleicht“ und „ein bißchen“?! Du entwickelst da Anschauungen — da — da hört doch alles auf! Da hört auch mein menschliches Verständnis auf!

Melisande. Ich werde dir alles genau erklären. Vor allem aber werde ich den Prinzen hereinrufen.

Gaston (starr). Was willst du?

Melisande. Er wartet nämlich draußen.

Gaston. Der Prinz?!

Melisande. Gott, du mußt ihn doch auch kennen lernen, und er wünscht es ebenfalls. (Geht eilends an die Tür links hinten, öffnet sie, ruft hinaus.) Kommen Sie herein, Prinz, — ja, kommen Sie nur! (Der Prinz tritt ein, sie stellt vergnügt vor.) Also hier

ist er, der Prinz Gustave Philippe Alphonse von Solières, und das da ist mein goldener Onkel Gaston.

Solières (ein überaus sympathischer junger Herr von 23 Jahren, in tadellosem Frackanzug, weißer Weste, weiße Nelke im Knopfloch, elegant und beweglich, dem Leben gegenüber noch ziemlich sorglos und von einer gewissen Treuherzigkeit und Einfalt erfüllt. Er ist, die ungewöhnliche Form seines Besuches empfindend, anfangs ein wenig befangen). Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich auf so absonderliche Art meinen ersten Besuch abstatte.

Gaston (unverblümt). Ja, etwas absonderlich finde ich es auch, aber da Sie nun einmal hier sind, wollen wir uns nicht weiter bei dieser Frage aufhalten. Es dürfte wohl auch Wichtigeres zu erörtern sein.

Solières (bescheiden und artig). In der Tat ja, und wenn Sie mir gütigst gestatten wollen —

Melisande (unterbricht ihn). Nein, zuerst habe ich noch das Wort. Der Onkel weiß ja erst zur Hälfte, was los ist.

Solières. Was, die Hauptsache haben Sie noch gar nicht gesagt?

Melisande. Nein, nur angedeutet.

Solières. Und jetzt wollen Sie in meiner Gegenwart —?

Melisande. Jawohl, ich denke, das ist das Beste.

Solières. Hören Sie, Fräulein Melisande, meine Situation ist an sich schon nicht beneidenswert, aber daß ich auch noch wie ein begossener Pudel daneben stehen soll —

Gaston (nervös). Ist es endlich gefällig?

Melisande. Sei nur nicht so offiziell. Kurz und gut, die Geschichte ist die: Der Prinz und ich haben uns kennen gelernt, wir haben uns von Anfang an sehr gut gefallen, wir sind zusammen spazieren geritten, und wir haben uns immer besser verstanden. Eines schönen Tages sagt er nun zu mir: „Fräulein Melisande, Sie sind ein großartiger Kerl!“ Haben Sie nicht wörtlich so gesagt?

Solières. Jawohl, ich war so despektierlich.

Melisande. Und weiter sagt er: „Ich habe den ernsten Entschluß gefaßt, Sie zu heiraten. Ich bin aber eine ehrliche Haut und mogle nicht. Ich möchte nämlich noch gar nicht heiraten. Ich bin noch so jung und möchte mein Leben erst noch genießen. Aber ich muß heiraten! Ich habe eine halbe Million Schulden, und die brennt mir eklig auf die Nähte.

Sie haben eine Mitgift von einer runden Million. Wenn ich mich mit Ihnen verlobe, kriege ich Luft und komme aus der Patsche heraus.“ Stimmt es?

Solières (ernsthaft). Ich habe anstatt Patsche Klemme gesagt. Sonst stimmt es.

Gaston (der mit immer freundlicher werdender Miene zugehört hat, schlägt ein helles, befreiendes Lachen an).

Melisande (zu dem etwas verblüfften Prinzen, mit stolzer Genugtuung). Da sehen Sie den Onkel an! Habe ich nicht recht, daß er ein Ausnahmemensch ist? Alle anderen Leute würden jetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, was für ein Windhund Sie sind. Er lacht! (Zu dem immer noch lachenden Gaston.) Warum warst du nur vorhin so kratzbürstig? Das hattest du dir wohl nicht gedacht?

Gaston (immer noch lachend). Nein, das hatte ich mir nicht gedacht!

Melisande. Aber hör' weiter, ich bin noch nicht fertig. Der Heiratsantrag hat mir ausgezeichnet gefallen, denn ich bin doch auch sehr für Offenheit, und so erwidere ich denn: „Mein lieber Prinz, ich möchte Sie auch nicht heiraten, da ich Sie nicht liebe —

Solières (ihre Art nachahmend). Denn ich kann überhaupt nicht lieben.

Melisande. Sehr richtig, — „aber ich werde mir die Sache trotzdem überlegen.“ Nach acht Tagen habe ich sie mir überlegt, und ich mache ihm folgenden Vorschlag: „Heiraten wollen wir uns also lieber nicht, aber wir bleiben gute Freunde, und wissen Sie was: ich pumpe Ihnen ohne Zinsen und auf unbeschränkte Zeit eine halbe Million.“ Bitte, das will der Mensch nicht annehmen!

(Die Musik hört auf.)

Solières (zu Gaston). Es bedarf doch wohl keiner Begründung —

Melisande. Siehst du, es ist nicht zu reden mit ihm.

Solières. Verehrtes Fräulein Wieselchen, es wäre geradezu entwürdigend —

Melisande. Da hör' dir den Hochmut! Und dazu die kannibalischen Schulden!

Solières. Es ist schon schändlich genug, daß ich aus diesem Grunde heiraten will. (Zu Gaston.) Geben Sie mir nicht recht?

Gaston. Durchaus!

Solières. Aber ich sehe keinen anderen Ausweg, es geht mir sonst an Kopf und Kragen.

Melisande. Ist das nicht schrecklich? Was bleibt mir da anderes übrig, als ihn doch zu heiraten? Verstehst du mich jetzt? Er tut mir so furchtbar leid. Er ist ein seelensguter Junge. Siehst du ihm das nicht an? — So sag' doch schon was!

Gaston (geht auf Solières zu, bietet ihm die Hand). In jedem Falle haben Sie mich angenehm enttäuscht.

Solières (freudig). Herr von Beuzeville!

Melisande. Halleluja, nun wird es Licht! Bring' ihn zur Vernunft, Onkel Gaston, (zu Solières) oder ich bin in einer halben Stunde mit Ihnen verlobt. Das lassen Sie sich gesagt sein.

Gaston (höflich). Darf ich ihnen jetzt einen Platz anbieten, Prinz?

Solières (sich verbeugend). Sehr gütig —

Melisande (lebhaft). Wir wollen es recht gemütlich abmachen. (Stellt den Schreibtischstuhl in die Nähe der Chaiselongue.) Du setzst dich hübsch hierher — und Sie, Prinz, kommen neben mich auf die Chaiselongue. (Es wird Platz genommen.) Und nun schieß los, Onkel Gaston!

Gaston (zu Solières). Wie kommen Sie denn zu Ihrer — recht respektablen Schuldenlast?

Solières. Ja — ich glaube, das ist wie mit der Liebe: sie kommt, und sie ist da.

Gaston (muß lachen). So.

Solières. Aber ohne Scherz, es ist mir selber nicht recht klar. Es muß wohl so sein: Zuerst bildet sich ein kleines Loch. Man will es zuschaufeln und gräbt ein größeres. Das will man wieder zuschaufeln und gräbt noch ein größeres. Und so gräbt man weiter, offenbar in geometrischer Potenz, denn ehe man es sich versieht, ist das Loch so groß, daß man auf einmal mitten drin sitzt und nicht mehr herauskann.

Melisande. Ein sehr anschaulicher Vergleich!

Gaston. Und wie ist denn nun das erste kleine Loch entstanden?

Solières. Ja, das ist eben auch gekommen, man weiß nicht wie. Ich bin jung, früher war ich noch jünger, man möchte gern das bißchen Dasein genießen, dazu die allgemeine Teuerung, das Leben in der großen Stadt —

Gaston. Aha, ich verstehe — Paris!

Solières. Nein.
Gaston. Nicht Paris?! Was denn?!
Solières. Berlin!
Gaston. Berlin? — Pfui!
Solières. Sagen Sie nicht pfui, Herr von Beuzeville, sagen Sie nicht pfui!
Gaston. Wieso kommen Sie denn nach Berlin?
Solières. Ich bin angehender Diplomat und war unserer dortigen Botschaft zugeteilt. Ich habe den ganzen vorigen Winter dort gelebt. Kennen Sie Berlin?
Gaston. Bedaure, nein.
Solières. Das ist auch bedauerlich. Das ist eine Lücke in Ihrer Bildung, Herr von Beuzeville. Ich bin gewiß ein guter Patriot und werde es auch immer bleiben, aber der Wahrheit die Ehre: Berlin ist eine Stadt, sage ich Ihnen, eine Stadt, — nein, Berlin ist die Stadt!
Gaston (ironisch belustigt). Ah?
Solières (unbeirrt). Jawohl! Sie können hinkommen, wann Sie wollen, Sie können sie sehen, wie Sie wollen, Berlin bei Tag, Berlin bei Nacht — (sich auf Melisandes Anwesenheit besinnend) o Verzeihung!
Melisande. Vor mir können Sie ruhig reden. Sprechen Sie sich nur weiter aus!
Solières (zu Gaston). Ich brauche ja nicht ins Detail zu gehen, aber Sie dürfen mir glauben, ich flunkere Ihnen nichts vor, ich habe es ausgeprobt. Ganz und gründlich!
Gaston. Ich zweifle keinen Augenblick daran.
Solières. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben. Ein Glanz, ein Geschmack, eine Kultur, und ein Betrieb, wissen Sie, vor allem ein Betrieb! Und dazu die Leute von Berlin! In allen Schichten habe ich sie studiert. Eine Fröhlichkeit, eine Freundlichkeit, eine Bescheidenheit —!
Gaston. Sollte Ihnen da nicht ein kleiner Irrtum unterlaufen sein? Daß die Berliner bescheiden sind, habe ich bis heute noch nicht gehört.
Solières. Auf mich hat es den Eindruck gemacht. Das ganze Berlin macht eben ein hinreißenden Eindruck. Ich kann Ihnen nur raten: Fahren Sie hin, Sie kommen so bald nicht wieder!
Melisande. Da muß ich doch sehr protestieren. Ein

halbes Jahr war Onkel Gaston auf Reisen, und jetzt wollen Sie ihn schon wieder fortschicken?

Gaston. Aus lauter Begeisterung für Berlin haben Sie nun eine halbe Million Schulden aufgestapelt?

Solières (kleinlaut). Ja, das ist mir nebenbei so mit passiert. Teuer ist der Spaß, wenn man ihn ordentlich genießen will. (Wieder lebhafter.) Ein preußischer Gardeleutnant, ein reizender Kerl, der auch mit seinen Finanzen andauernd Pech hatte, sagte mir einmal: „Das Leben in Berlin ist schön, aber kostspielig. Sie können es auch billiger haben, dann ist es aber auch weniger schön.“ Glauben Sie mir, der Mann hat recht!

Gaston. Ja ja, ich glaube es.

Solières. Famos, nicht wahr? Ueberhaupt die Deutschen! Wir haben hier noch nicht den richtigen Begriff von ihnen. Es sind charmante und sehr vernünftige Leute.

Gaston. Nach dem preußischen Gardeleutnant zu urteilen, offenbar.

Solières. Uns Franzosen können sie notabene ganz gut leiden. Ich persönlich habe nicht das Geringste vom Nationalhaß verspürt. Im Gegenteil! Also wenn ich einmal in der Diplomatie am Ruder bin, ich plädiere unbedingt für eine entente cordiale zwischen Deutschland und Frankreich!

Gaston. Das sind ja ungeahnte politische Perspektiven, die Sie da eröffnen, aber wir wollen doch einstweilen etwas weniger in die Ferne schweifen. (Zu Melisande.) Wieselchen, du wirst uns jetzt allein lassen.

Melisande. Weshalb denn?

Gaston. Weil es sich nicht schickt, daß ihr beide noch länger von der Gesellschaft fern bleibt. Was soll man denn von euch denken?

Melisande (schmollend). Ach was!

Gaston (bestimmt). Keine Opposition, bitte, sonst verabschiede ich euch alle beide.

Melisande (erhebt sich, tut furchtsam). O Gott!

Gaston (erhebt sich, legt ihr die Hand auf die Schulter). Du wirst hinuntergehen, ein harmloses Gesicht aufsetzen und begeistert tanzen, wie es sich gehört.

Melisande. Was macht ihr denn unterdessen?

Gaston. Ich lasse mir noch einen Vortrag über Berlin halten. (Drängt sie langsam an die Türe links hinten.)

Melisande (besorgt). Onkel Gaston, du weißt, ich habe immer ein besonderes Vertrauen zu dir gehabt.

Gaston. Es ehrt mich ungemein, aber nun mach', daß du hinauskommst.

Melisande. Ja ja, ich gehe schon. (Nach links hinten ab.)

Gaston (zurückkehrend und den Prinzen, der sich höflich mit erhoben hat, durch Handbewegung wieder zum Sitzen einladend). So, mein Prinz, und nun wollen wir beide etwas deutlicher miteinander reden. Die Schulden, die Sie gemacht haben, sind natürlich Wechselschulden.

Solières. Zum größten Teile, ja.

Gaston. Und wann sind die Wechsel fällig?

Solières (eine Weile zögernd, die Zähne in die Unterlippe grabend, dann gepreßten Tones, Gaston aber voll ansehend). Zwei sehr große, die fast den ganzen Betrag ausmachen, schon heute über acht Tage.

Gaston (lebhaft überrascht). Was? (Nicht ohne Mitleid.) So dicht sitzt Ihnen das Messer an der Kehle?

Solières (mit mühsam erzwungener Heiterkeit). Ja, ja, ich gebe mich äußerlich recht harmlos vergnügt, aber das ist elende Komödie, Herr von Beuzeville. Innerlich ist mir gottserbärmlich zumute. Ich habe schon die schwärzesten Gedanken gewälzt. (Den Blick senkend, mit zusammengezogenen Brauen.) Mein Name, meine ganze Zukunft steht auf dem Spiel.

(Kleine Pause. Die Musik beginnt wieder. Walzer aus „Schöne Helena.")

Gaston. Haben Sie gar kein eigenes Vermögen?

Solières. Nein. Meine Eltern sind zwar tot, aber mit barem Besitz ist es in unsere Familie eine höchst eigentümliche Sache. Das ganze Hausvermögen derer von Solières ist festgelegt. Irgend ein schlauer Ahnherr hat das ausgetüftelt, wahrscheinlich, damit das Geld nicht nach und nach von den fidelen Nachkommen verbuttert wird.

Gaston. Sehr vernünftig!

Solières. Zu der Ansicht kann ich mich momentan nicht bekennen. Das wohlverankerte Familienvermögen wird von einer Kommission verwaltet, und die einzelnen Familienmitglieder erhalten lediglich Renten. Manche kriegen mehr, manche weniger Ich kriege weniger.

Gaston. So.

Solières. Nein, nein, eigentlich wäre es genug, und wenn ich vernünftig wirtschaftete, könnte ich ganz standesgemäß auskommen. Aber eine halbe Million Schulden kann ich dabei nicht abstoßen. Dazu langt es nicht. Außerdem sind Wechsel doch in bar einzulösen.

Gaston. Und sonst haben Sie von keiner Seite etwas zu erwarten?

Solières. Ich habe eine Tante. Von der erbe ich einmal mindestens doppelt so viel, als ich jetzt Unterbilanz habe. Aber bewahr' mich der Himmel, daß ich jemals bei Lebzeiten auf diese Tante hoffe. Ein kleiner Vetter von mir hat ihr einmal nur zwanzigtausend Francs Schulden gebeichtet. Tags darauf hat er sie ihm durch ihren Notar schreiben lassen, sie streiche ihn aus der Liste ihrer Verwandten.

Gaston. Wer ist die gemütvolle Dame?

Solières. Die Herzogin von Cluny. Uebrigens bin ich durch ihre Vermittlung hierhergekommen.

Gaston (erstaunt). Wieso denn das?

Solières. Die Herzogin ist eine große Jesuitenfreundin. Sie hat mir ein Empfehlungsschreiben an den hiesigen Pater Raymond mitgegeben.

Gaston (hoch aufhorchend). Ah!

Solières. Ja, und der hat mich dafür mit allerlei guten Ratschlägen traktiert. Vor allem hat er mir dringend zugeredet, im Hause Ihres Herrn Bruders zu verkehren. Er hat mich eigentlich auch auf die Idee gebracht, daß ich mich hier verheiraten könnte, und hat dabei mit ganz besonderem Eifer das Lob von Fräulein Melisande gesungen.

Gaston. Das ist ja äußerst interessant. Dieser geriebene Fuchs!

Solières. Der Mann scheint Ihnen nicht ganz angenehm zu sein?

Gaston. Nein.

Solières. Mir auch nicht.

Gaston. Sie sagten aber doch —

Solières. Er ist ein Freund meiner Tante. Meiner nicht. Von meinen Schulden hat der hochwürdige Herr Pater Raymond übrigens keine Ahnung. Er hält mich für ein sanftes Lämmlein seiner Herde, ich glaube sogar für ein Preisschaf.

Ich bin nämlich auf einem Jesuitengymnasium erzogen. Aber total mißraten. Nur eins habe ich gelernt: wenn ich mit Leuten von der Sorte meiner Erzieher zusammenkomme, verstelle ich mich, daß ich mich selbst nicht wieder erkenne.

Gaston. Zu mir sind Sie aber hoffentlich rückhaltslos ehrlich gewesen?

Solières. Ich wüßte nichts mehr, womit ich einen noch schlechteren Eindruck auf Sie machen könnte.

Gaston. Das genügt mir vollkommen. (Erhebt sich.) Prinz von Solières, die Bank von Frankreich wird Ihnen übermorgen in meinem Namen die Summe von fünfmalhunderttausend Francs anweisen. Sie werden damit unverzüglich Ihre Schulden bezahlen.

Solières (der sich mit ihm erhoben hat, starrt ihn an). Was?! (Dann heftig.) Wollen Sie mich zum Narren halten?

Gaston (schlicht). Sehe ich so aus?

Solières. Sie — Sie wollten —?!

Gaston. Nun ja doch!

Solières (will aufjubeln). Herrgott — (kopfschüttelnd) nein, nein — wie kämen Sie dazu? Sie kennen mich ja kaum.

Gaston. Man lernt zuweilen jemand in einer Viertelstunde besser kennen als in vielen Jahren.

Solières. Ist das wirklich Ihr Ernst?! Sie wollen mir aus meiner jämmerlichen Notlage heraushelfen?!

Gaston. Es ist so gut wie geschehen.

Solières (Gastons Rechte mit beiden Händen ergreifend). Herr von Beuzeville!

Gaston. So edel geartet wie meine Nichte Melisande bin ich übrigens nicht. Ich pumpe Ihnen das Geld nicht zinsenfrei und nicht in alle Ewigkeit. Sie geben mir einen Schuldschein und die üblichen Prozente und zahlen zurück, sobald Sie können, spätestens beim Tode Ihrer jesuitischen Frau Tante. Gott schenke ihr ein langes Leben. Einverstanden?

Solières (glückselig). Ob ich einverstanden bin?! Ich weiß ja gar nicht, wie mir geschieht! Was Sie heute an mir tun, vergesse ich Ihnen mein Leben lang nicht.

Gaston (launig). Gar so schlimm ist es doch nicht. Was soll ich denn mit meinem vielen Gelde anfangen?

Solières (überströmend). Lieber, verehrter Herr von Beuzeville, wie kann ich Ihnen jemals danken!

Gaston. Versprechen Sie mir, daß Sie nie wieder Schulden machen.

Solières. Dessen können Sie auch ohne Versprechen versichert sein. (Streckt Gaston die Rechte entgegen.) Aber hier, ein Hundsfott will ich sein, wenn es nicht heilig gilt.

Gaston (mit festem Händedruck). Abgemacht. — Noch eins. Von meiner Schwägerin und meinem Bruder habe ich gehört, daß man hier bereits von einer Verlobung zwischen Ihnen und Melisande munkelt. Da Sie Ihre Schulden auf bequemere Art losgeworden sind und ich meine Nichte nicht länger einem müßigen Gerede aussetzen möchte, wäre es vielleicht ratsam, wenn Sie sich baldigst versetzen ließen.

Solières. In vierzehn Tagen käme ich sowieso weg, aber ich nehme morgen schon Urlaub. Herr von Beuzeville, lassen Sie sich noch einmal —

Gaston (vergnügt abwehrend). Schon gut, schon gut! Reden Sie nicht so viel! Gehen Sie hinunter, und tanzen Sie!

Solières (strahlend). Und ob ich tanzen werde!! (Geht leichbeschwingten Schrittes nach links hinten ab.)

Gaston (ihm nachschauend). Hätte ich deine Jugend! (Wendet sich mit einem Seufzer ab.) Ach ja — (Stellt den Schreibtischstuhl wieder vor den Schreibtisch, schaltet die Schreibtischlampe ein, wodurch sich ein warmer rötlicher Glanz über das ganze Zimmer ergießt, setzt sich nieder, blickt nachsinnend vor sich hin auf die Platte des Schreibtisches.) Gaston von Beuzeville, du bist doch ein rechter Narr! — (Aufschauend, da Blaise von rechts eintritt.) Nun, Blaise? (Die Musik hört auf.)

Blaise. Ich habe nebenan alles zurechtgemacht, gnädiger Herr. Die Koffer sind ausgepackt.

Gaston. Pack' sie wieder ein.

Blaise (verblüfft). Wie, bitte?

Melisande (tritt von links hinten unbemerkt ein, bleibt an der Türe stehen).

Gaston (gallig). Du sollst die Koffer wieder einpacken. Ich rede doch deutlich genug.

Blaise. Ja aber, gnädiger Herr sagten doch vorhin —

Gaston. Ich war zerstreut, ich habe nicht ordentlich hingehört. Du solltest nur die kleine Handtasche auspacken. Ich reise morgen früh wieder ab. (Da Blaise ihn anstarrt, unwirsch.) Schau' mich nicht so blödsinnig an, sondern tu', was ich dir gesagt habe.

Blaise (konsterniert). Ja ja, ich — (Kopfschüttelnd ab nach rechts.)

Gaston (hat sich erhoben, steht eine Weile unschlüssig am Schreibtisch, dreht sich um, gewahrt Melisande; halb erstaunt, halb mißbilligend). Wieselchen?!

Melisande. Ich bin noch einmal heraufgekommen, Onkel Gaston.

Gaston. Das sehe ich.

Melisande. Der Prinz hat mir alles erzählt. Ich finde es gerade zu grandios von dir. Uebermenschlich. Das hätte nicht einmal ich dir zugetraut.

Gaston. Ja, die Dummen werden nicht alle.

Melisande (näher tretend). Wie kannst du denn so reden? Der Prinz ist im siebenten Himmel, ich im vierzehnten, nein, noch höher, im hundertsten!

Gaston (kühl abweisend). Dann halte dich nicht länger auf bei einem so kümmerlichen Erdenwurm, wie ich es bin. (Wendet sich ab.)

Melisande. Du willst mich hinausekeln, ich gehe aber nicht. (Da er nicht antwortet.) Nein nein, ich gehe nicht.

Gaston (ohne sie anzusehen). So bleib. Ich werde mich bemühen, dich nicht zu stören. (Geht langsam auf den Schreibtisch zu, bleibt davor stehen.)

Melisande. Onkel Gaston, du willst morgen wieder abreisen?

Gaston (sich jäh umwendend). Wer sagt das?

Melisande. Du selbst. Ich habe es mit angehört.

Gaston (gleichgültig). Nun, wenn du es gehört hast — ja, ich reise morgen wieder ab.

Melisande. Weshalb denn?

Gaston. Ich passe nicht mehr hierher. Da ich meinen Anteil von Beuzeville verschenkt habe, habe ich auch nichts mehr hier zu suchen.

Melisande. Das glaubst du doch selber nicht.

Gaston. Weißt du es besser?

Melisande. Selbst wenn ein Körnchen Wahrheit daran wäre, ein paar Wochen könntest du doch mindestens bleiben. Aber nur auf eine Nacht hier abzusteigen, wie in einem x-beliebigen Gasthof, — nein, das hat einen anderen Haken.

Gaston. Wenn du es durchaus hören willst — die Eindrücke, die ich seit meinem Hiersein empfangen habe, sind

nicht dazu angetan, mich zu einem längeren Aufenthalte zu verlocken.

Melisande. Was hast du denn auszusetzen?

Gaston. Ihr veranstaltet hier Massenfeste —

Melisande. Bitte, zufällig heute das erstemal.

Gaston. Das war der Anfang. Nächstens geht es weiter. Wer einmal a gesagt hat, muß auch b sagen. Ich kenne das. Dann, kaum angekommen, habe ich nichts Eiligeres zu tun, als einem Freier von dir die Schulden zu bezahlen.

Melisande. Das hast du doch aus freien Stücken getan.

Gaston. Wenn ich es nicht tue, bist du imstande, blindlings darauf loszuheiraten.

Melisande. Der arme Prinz hat mir so furchtbar leid getan. Er ist doch ein zu netter Kerl.

Gaston. Junge Leute, die Schulden haben, sind meistens nette Kerle. Aber wenn du die alle heiraten wolltest, das gäbe eine fürchterliche Drängelei. Ueberhaupt möchtest du dir überlegen, was du tust. Du mußt die Augen hübsch offen halten. Du verfügst über eine Mitgift von einer Million, und es gibt recht viele Freier, die in solchem Falle die Mitgift mit der Maid verwechseln.

Melisande. Wie soll ich denn aber den Unterschied wegkriegen? Einer wie der andere zeigt sich von der schönsten Seite, schlägt Räder wie ein Pfau, äugt mich an wie der treueste Bernhardiner. Wer meint es denn nun ernst, und wer schwindelt? Und wenn es gar noch so viele sind! Es ist ein Kreuz, sage ich dir. Wie ich jetzt unten zum Tanze war, haben sie sich förmlich um mich gerissen, aus einem Arm flog ich in den andern —

Gaston (heftig). Das paßt mir eben nicht — (sich beherrschend, gleichsam wohlwollend) das heißt, ich gönne dir selbstverständlich dein Vergnügen, — (wieder gesteigert) aber daß ich mich hierhersetze und dabei zusehe, kannst du nicht von mir verlangen. (Kehrt sich wieder von ihr weg.)

(Kleine Pause.)

Melisande (blickt mit einem freudigen Leuchten ihres Gesichtes auf ihn, gibt ihren Worten aber einen ganz harmlosen Ton). Es ist mir selber ja auch kein Vergnügen, und ich hätte eine Idee, wie ich aus der ganzen gesellschaftlichen Schererei sehr schön heraus-

kommen könnte. Darüber wollte ich gerne einmal mit dir reden — (da er nichts erwidert) vorausgesetzt, daß du so gut sein wolltest, mich anzuhören.

Gaston (über die Schulter hinweg). So rede schon.

Melisande. Nämlich — die Sache ist ganz einfach die — weißt du was, Onkel Gaston: heirate du mich!

Gaston (dreht sich mit einem Ruck herum). Was fällt dir ein?

(Die Musik beginnt wieder. Baccarole aus „Hoffmanns Erzählungen".)

Melisande (mit echter Empfindung, ihn voll ansehend, die Hände ineinandergelegt). Es fällt mir nicht jetzt erst ein, ich habe es schon lange gespürt, die ganze Zeit über, da du weg warst. Ich konnte es mir nur nicht erklären. Aber ich hatte jedesmal eine unsinnige Freude, wenn ein Brief, wenn nur die kärglichste Postkarte von dir kam. Auf den Briefträger habe ich täglich gelauert. Am liebsten hätte ich auch jeden Tag an dich geschrieben. Früh morgens, wenn ich aufwachte, mußte ich immer gleich da dich denken, und abends, in den herrlichen Sommernächten, an trieb es mich hinaus in den Park, und ich schaute hinauf zu den Sternen, zu deinen geliebten Sternen, und hatte auch nichts anderes im Kopf als dich. Und als ich dich nun heute wiedersah, da war es mir mit einem Male klar: wenn ich überhaupt lieben kann, so gibt es dafür nur einen Menschen, und das bist du, und wenn ich jemals heirate, so nehme ich einzig und allein nur einen, und das bist auch du!

Gaston (hat ihr mit immer verklärter werdendem Antlitze zugehört). Wieselchen, ist das wahr? Ist das wirklich, wirklich wahr?

Melisande (mit durchzitternder Innigkeit). Warum soll es denn nicht wahr sein?

Gaston (aufjubelnd). Gott im Himmel! (Dann mit frei hinströmendem Gefühl.) Darf ich es dir nun eingestehen, warum ich so lange fortgewesen bin? Weil ich dein Bild aus meinem Herzen herausreißen wollte. Aber ich habe es nicht herausreißen können. Es ist zu tief darin eingewurzelt! Alle Schönheit der Welt hat nichts dagegen geholfen. Ich sah die Rosen im Süden und hatte nur den einen Gedanken: wenn ich dich damit schmücken könnte! Ich sah Venedig und das ewige Rom, doch alles Glück des Schauens verging mir in der einzig einen Sehnsucht: wenn du doch bei mir wärest! — Wieselchen, was habe ich um dich gelitten!

Melisande (voll Rührung und Zärtlichkeit). Du!

Gaston. Und nun sagst du mir, du hast mich lieb und willst mit mir durch's Leben gehen?

Melisande (leuchtend). Ja!

Gaston. Bin ich dir denn nicht zu alt? Nein, nein, hab' keine Bange, ich bin nicht alt, ich habe mein Gefühl nicht vergeudet, ich bin noch so jung wie vor zwanzig Jahren. Ich kann noch ein ganzer Kindskopf sein. Viel kindischer als du. Ich glaube, ich bin es schon. Vor lauter Glückseligkeit! (Breitet die Arme aus.) Wieselchen, komm zu mir!

Melisande (fliegt an seine Brust).

Gaston (schließt sie fest in seine Arme und küßt sie lange auf den Mund).

Melisande (in seinen Armen). Wenn du mich küßt, das ist doch ganz etwas anderes. Das kann ich sehr gut vertragen.

Gaston (sie fester an sich pressend, mit glücklicher Heiterkeit). Wieselchen!

Melisande (selig hingegeben) Küß mich noch einmal —

Gaston (beugt sich nieder und sie bleiben unbeweglich im Kusse stehen).

Blaise (tritt von rechts ein, gewahrt das Bild, zuerst lebhaft überrascht, dann die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger hebend, verständnisvoll schmunzelnd). Jetzt packe ich die Koffer wieder aus!

(Vorhang.)

X. 1912. Druck von H. Franke in Dessau.

Diesem Lustspiel liegt teilweise und in freier Bearbeitung eine Novelle von Gyp zu Grunde.

Im Verlag von Carl Reißner, Dresden

erschienen sämtliche Werke von

Leo Lenz:

Das heilige Lachen / Dichtungen / 1900

geh. M. 1.50

Schwüle Nächte / Einakterfolge / 1901

geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Sonnamira / Gedichte / 1902

geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Liebeskämpfe / Einakterfolge / 1904

geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Die Lüge der Liebe / Komödie / 1905

geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Frost im Frühling / Drama / 1907

geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

François Villon / Romantische Komödie / 1910

geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Das Herrenrecht / Lustspiel / 1912

geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

38. 8° 722

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

0 9. März 1989

2. Ex. (Ers.)

Hinweise

1. Ex.: Lt. Gen. rec. B 1500 xo =o

Signatur	Stok
38. 8° 722	1.

RS	Bub	AK
	28	
	Titelaufn.	AKB

FK

1 Ore. Orat. 7

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihe-vermerk

III/9/280 Ja-G 80/61

ZFB Entsäuerung
01. Okt. 2007

SLUB DRESDEN
3 4195527